

10
Jahre

Studie
„Lebensqualität und
soziale Sicherung“



Einblick

Grußwort

Liebe Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer, sehr geehrte Damen und Herren,

wir feiern in diesem Jahr zehn Jahre Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“, auch bekannt unter der Abkürzung PASS – Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“. Herzlichen Glückwunsch, IAB!

Mein besonderer Dank gilt Ihnen, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer: Ohne Ihre Zeit und Unterstützung hätte diese langjährige Studie nicht gelingen können. Werteorientierte Politik braucht repräsentative Befragungsergebnisse und Expertenrat aus der Wissenschaft. Denn nur damit kann Sozialpolitik – kann auch ich – glaubhaft argumentieren.



PASS ist dafür eine wesentliche Datengrundlage. Es hilft uns seit 2007, gesellschaftliche Entwicklungen politisch zu gestalten und unsere Maßnahmen zu überprüfen. So konnten wir zum Beispiel mit diesen Daten die Akzeptanz des Bildungs- und Teilhabepakets bei den Leistungsbeziehern erfassen und auswerten. Für den Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung gelang es uns, Aussagen zur sozialen Mobilität zu treffen.

Um auch die zukünftigen Herausforderungen an unsere Arbeitswelt und die soziale Sicherung der Menschen meistern zu können, sind wir auf fundierte Erkenntnisse aus dieser großen Bevölkerungsbefragung weiter angewiesen. Ich würde mich deshalb sehr freuen, wenn Sie sich auch in diesem Jahr wieder die Zeit nehmen, unsere Fragen zu beantworten.

Ihre

Andrea Nahles
Bundesministerin für Arbeit und Soziales
Mitglied des Deutschen Bundestages

Vorwort

In diesem Jahr feiern wir am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung gleich zwei Jubiläen: das 50-jährige Bestehen des IAB und den zehnten Geburtstag der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“. Als Institutsdirektor freue ich mich sehr auf dieses Jahr und möchte mich stellvertretend für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter herzlichst bei Ihnen, liebe Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer, bedanken. Als Wertschätzung Ihrer jahrelangen Unterstützung haben wir für Sie die vorliegende Broschüre erstellt. Sie gewährt Einblicke in die Entstehung und den Ablauf der Studie, enthält Interviews mit den Machern der Befragung und präsentiert ausgewählte Ergebnisse aus den letzten zehn Erhebungsjahren.

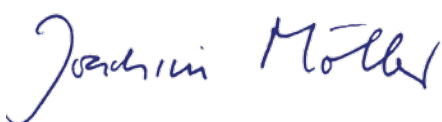
Die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“, für die alljährlich rund 15.000 Personen in 10.000 Haushalten interviewt werden, ist mittlerweile nicht mehr aus der deutschen Forschungslandschaft wegzudenken. Neben dem IAB-Betriebspanel ist die Studie die zweite große Längsschnittuntersuchung des Instituts und findet unterdessen auch im europäischen Ausland und in Nordamerika Beachtung. Als wichtige Quelle der Arbeitsmarkt- und Sozialforschung dient sie der Wissenschaft nicht nur zur Beschreibung und Erklärung aktueller Entwicklungen am Arbeitsmarkt, sondern ermöglicht beispielsweise auch Untersuchungen zum Gesundheitsverhalten oder zum sozialen Zusammenhalt der deutschen Bevölkerung.

Neben der Wissenschaft ist der zweite große Empfänger der Studie die Politik. Um tragfähige Entscheidungen treffen zu können, sind politische Akteure auf verlässliche und aktuelle Erkenntnisse aus repräsentativen Bevölkerungsbefragungen angewiesen. Indem die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ zudem einen Fokus auf arbeits- und sozialpolitische Fragen legt, setzt sie wichtige Impulse zur Ausgestaltung unserer Arbeitswelt und unseres Sozialstaates. Ganz konkret werden mithilfe der Befragungsdaten die Wirkung arbeitsmarktpolitischer Instrumente untersucht oder, als Teil der offiziellen Armuts- und Reichtumsberichterstattung, die sozialen Lebenslagen in Deutschland nachgezeichnet.

Am meisten profitieren jedoch Sie selbst, liebe Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer, von der bundesweiten Wiederholungsbefragung. Indem Sie nämlich in regelmäßigen Abständen über Ihre soziale Situation, Ihre Einstellungen und Erwartungen Auskunft erteilen, geben Sie der Bevölkerung eine Stimme und tragen aktiv zur demokratischen Entscheidungsfindung bei. Die rund 250.000 Interviews, die in den letzten zehn Jahren dank Ihrer Unterstützung geführt werden konnten, kommen so letztlich der gesamten Bevölkerung zugute.

Ich wünsche Ihnen viel Freude mit der Lektüre und blicke voller Zuversicht auf die nächsten zehn Studienjahre.

Mit besten Grüßen



Prof. Dr. Dr. h.c. Joachim Möller
Direktor des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung



Inhalt

Die Studie

Themen der Studie im Überblick	7
<i>Interview mit Mark Trappmann</i>	
„Wir möchten dazu beitragen, Fakten zu liefern und die politische Diskussion zu versachlichen“	8
Doppelter Name – Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ oder Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“?	11
<i>Interview mit Arne Bethmann und Claudia Wenzig</i>	
„Vom Interview bis zum Datensatz sind viele Schritte nötig“	12
Die Studie in zehn Zahlen	16
<i>Interview mit Christian Dickmann</i>	
„Im Kern geht es darum, den Datensalat zu entwirren“	18
Der Studienzyklus	21
<i>Interview mit Sabine Fleger</i>	
„Wir werden immer wieder aufs Neue überrascht“	22
Stimmen zur Studie	25
<i>Interview mit Willi Schneider</i>	
„Niemand muss Fragen beantworten, die er nicht beantworten möchte“	26
CAPI und CATI – die beiden Interviewformen im Vergleich	27
Die Studie im Spiegel der Öffentlichkeit – eine kleine Presseschau	29
<i>Interview mit Katrin Auspurg</i>	
„Der Datensatz genießt inzwischen ein großes Ansehen in der Wissenschaft“	30

Ausgewählte Forschungsergebnisse

<i>Regionale Mobilität am Arbeitsmarkt</i>	
Wer zieht der Arbeit wegen um und warum?	36
<i>Gesundheitszustand von Aufstockern</i>	
Gesundheitliche Vorteile hängen von der Jobqualität ab	40
<i>Arbeit und Beschäftigung im Wandel</i>	
Wie erwerbstätige Befragte ihre berufliche Lage wahrnehmen	42
<i>Armut und materielle Entbehrung</i>	
Wer ist in welchem Maße betroffen?	44
<i>Arbeitsmarktbarrieren und deren Überwindung</i>	
Was hindert und was helfen kann	46
Schlusswort	48

Freizeit
 Soziale Netzwerke
 Ein-Euro-Jobs
 Vereinbarkeit von Familie und Beruf
 Einkommen
 Bildung
 Altersvorsorge
 Beruf
 Erwerbstätigkeit
 Religion
 Vermögen und Schulden
 Gerechtigkeit
 Armut und Reichtum
 Qualität der Beschäftigung
 Kinderbetreuung
 Mindestlohn
 Vorurteile
 Persönlichkeit
 Arbeitslosigkeit
 Erinnerungsvermögen
 Stellensuche
 Sozialstaat
 Haushalt
 Erwerbsgeschichte
 Pflege
 Minijobs
 Arbeitsmarktpolitik
 Sport
 Jobcenter
 Soziale Teilhabe
 Wohnsituation
 Soziale Leistungen
 Migration
 Regionale Mobilität
 Lebensqualität
 Soziale Herkunft
 Arbeitsmarkt
 Gesundheit
 Grundsicherung
 Arbeitszeit



Themen der Studie im Überblick

Interview

„Wir möchten dazu beitragen, Fakten zu liefern und die politische Diskussion zu versachlichen“

Vor zehn Jahren wurde die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ ins Leben gerufen, eine der größten wissenschaftlichen Untersuchungen in Deutschland. In ihrem Mittelpunkt steht die Frage, wie sich die Lebensumstände der Menschen hierzulande über die Zeit verändern. Mark Trappmann ist Leiter der Studie und des Forschungsbereichs „Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung““ (PASS) am IAB, der die jährliche Befragung in Zusammenarbeit mit dem infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales durchführt. Er erläutert im Interview die Beweggründe für die Studie, was das Besondere an ihr ist und was mit den Befragungsergebnissen passiert.

Herr Trappmann, als Studienleiter sind Sie seit nunmehr zehn Jahren für die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ verantwortlich. Was gehört alles zu Ihren Aufgaben?

Meine Aufgabe besteht vor allem darin, die Studie zu koordinieren. Sie ist in verschiedene Pakete aufgeteilt, die sich auch in der Organisation unseres Forschungsbereiches widerspiegeln: ein Team ist beispielsweise für die Feldvorbereitung und Fragebogenentwicklung zuständig; ein anderes für die Datenaufbereitung und Dokumentation. Bei mir laufen dann wieder alle Stränge zusammen. Darüber hinaus fällt die regelmäßige Abstimmung mit unserem Partnerinstitut infas an, das in unserem



„Meine Aufgabe besteht vor allem darin, die Studie zu koordinieren.“

Auftrag die Daten erhebt. Neben der Konzeption und Durchführung der Studie ist die zentrale Aufgabe unseres Bereichs aber die Forschung mit den erhobenen Daten. Als Bereichsleiter bin ich für das Forschungsprogramm verantwortlich, das ich gemeinsam mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entwickle. Nicht zuletzt muss ich unsere Studie nach außen hin repräsentieren und mich mit der Institutsleitung des IAB oder dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales austauschen. Auch die Kommunikation mit externen Datennutzern und Projektpartnern gehört zu meinen Aufgaben.

Was ist bei einer Längsschnittuntersuchung wie PASS Ihrer Erfahrung nach die größte Herausforderung?

Ich glaube, die größte Herausforderung ist die gleichzeitige Organisation von drei Befragungswellen. Während die Befragten im Feld interviewt werden, sind wir nämlich gleichzeitig schon dabei, den Fragebogen für die nächste Welle vorzubereiten und die Daten aus der vorangegangenen Welle aufzubereiten, zu dokumentieren und schließlich den Nutzern zur Verfügung zu stellen. In diesen Aufgaben kann man sich leicht verlieren. Am Anfang hatten wir damit so viel zu tun, dass wir es einfach nicht mehr geschafft haben, parallel zum Aufbau der Studie zu forschen, unsere Ergebnisse zu veröffentlichen und die Politik zu beraten. Wir haben uns dann zusammengesetzt und große Teile der Datenaufbereitung an infas übergeben. Dadurch haben wir mehr Spielraum gewonnen, um unsere Studienergebnisse selbst zu veröffentlichen.

„Mithilfe der Befragungsdaten möchten wir dazu beitragen, Fakten zu liefern und die politische Diskussion und den öffentlichen Dialog zu versachlichen.“

Gab es bei Ihren Untersuchungen auch Befunde, die Sie so nicht erwartet hätten?

Ja, vor allem eines ist mir immer noch ein Rätsel: Jeder von uns glaubt ja zu wissen, wie wichtig soziale Netzwerke und Kontakte für den Arbeitsmarkterfolg sind. Und das bestätigen zunächst auch unsere Daten – rund ein Drittel findet einen Job über soziale Kontakte. Schauen wir aber genauer hin und fragen nach dem Nutzen von sozialen Netzwerken, etwa für das Arbeitseinkommen oder die Dauer der Stellensuche, dann finden wir gar keinen oder nur noch einen sehr geringen Effekt. Diese Ergebnisse legen nahe, dass die vielen Leute, die ihre Jobs über soziale Kontakte gefunden haben, einen genauso guten Job auch über einen anderen Weg gefunden hätten. Obwohl das im Einklang mit anderen Studien steht, finde ich das nach wie vor ein überraschendes Ergebnis.



ZUR PERSON

Prof. Dr. Mark Trappmann legte 1998 das 1. Staatsexamen für das Lehramt in Sozialwissenschaften und Mathematik nach dem Studium in Duisburg und Groningen (Niederlande) ab. Von 1998 bis 2004 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Fachgruppe Empirische Sozialforschung an der Universität Essen und promovierte dort im Jahr 2003 zum Dr. phil. Danach war er bis 2006 wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Methoden der Empirischen Politik- und Verwaltungsforschung an der Universität Konstanz. Seit Mai 2006 leitet er das Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“ am IAB. Seit April 2012 hat er außerdem den Lehrstuhl für Soziologie, insbesondere Survey-Methodologie, an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg inne.

Warum wurde die Studie eigentlich vor zehn Jahren ins Leben gerufen?

Als wir damals mit der Studie starteten, fand der größte Umbau des Sozialstaates in der Nachkriegszeit statt. Zuvorderst zu erwähnen sind hier natürlich die Hartz-Reformen, aber auch die Erhöhung des Renteneintrittsalters, der Ausbau der Kinderbetreuung oder die Reform des Elterngeldes waren Teil dieses Umbaus. Unsere vorrangigste Aufgabe bestand darin, die Auswirkungen dieser Reformen zu untersuchen – genauer gesagt,

„Ein Längsschnittdatensatz wird mit jedem zusätzlichen Jahr wertvoller, da man auf eine sehr lange Biografie zurückblicken kann.“

wie diese unser Leben und unsere Gesellschaft in Deutschland beeinflusst haben. Dies wird teils hitzig diskutiert und naturgemäß haben viele Personen eine Meinung zu diesem Thema. Mithilfe der Befragungsdaten möchten wir dazu beitragen, Fakten zu liefern und die politische Diskussion und den öffentlichen Dialog zu versachlichen.

Und gelingt Ihnen das? Woran kann man den politischen Einfluss der Studie ablesen?

Unser Auftraggeber, das Bundesministerium für Arbeit und Soziales, wird von uns kontinuierlich über alle Ergebnisse unserer Studie informiert. Angesichts dieser vielfältigen Informationen wissen wir gar nicht immer, was letztlich in die Politik einfließt. Es ist aber beispielsweise augenscheinlich – und das hat mich sehr gefreut –, dass im Fünf-Punkte-Programm zur Bekämpfung der Langzeitarbeitslosigkeit, das Andrea Nahles vor rund zwei Jahren vorstellte, eine doch recht deutliche Bezugnahme auf PASS-Ergebnisse zu erkennen war. Dabei ging es um Barrieren auf dem Arbeitsmarkt und wie man diese am besten abbauen könnte. Des Weiteren sind unsere Ergebnisse auch in den letzten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung eingegangen. Dafür haben wir mit unseren Daten soziale Aufstiege von Personen analysiert.



Nun gibt es ja schon eine Reihe anderer Studien in Deutschland. Was macht das PASS besonders? Zunächst einmal gibt es nicht viele Studien, für die zehn Jahre lang dieselben Personen interviewt werden. Das ist eine sehr lange Zeitreihe, die es uns erlaubt, individuelle Veränderungen über verschiedene Lebensphasen hinweg zu untersuchen. Eine Besonderheit ist sicherlich auch, dass wir die soziale Lage in Deutschland vergleichsweise breit erfassen: Neben dem Einkommen berücksichtigen wir auch detailliert den Lebensstandard und den Bezug sozialstaatlicher Leistungen, verschiedene Aspekte sozialer Teilhabe wie die Arbeitsmarktteilnahme oder die Einbindung in Freundeskreise, Vereine und andere Organisationen sowie weitere Aspekte der Lebenslage wie Gesundheit, Bildung oder Wohnen und Wohnumgebung.

„Unser Auftraggeber, das Bundesministerium für Arbeit und Soziales, wird von uns kontinuierlich über alle Ergebnisse der Studie informiert.“

Als Studienleiter sind Sie auch für die längerfristige Entwicklung der Befragung zuständig. Wo sehen Sie die Studie in zehn Jahren?

Ein Längsschnittdatensatz wird mit jedem zusätzlichen Jahr wertvoller, da man auf eine sehr lange Biografie zurückblicken kann. Solche Daten-

sätze gewinnen ganz automatisch an Bedeutung. Wenn wir 20 Jahre dabei sind, sehen wir neue Generationen heranwachsen, beispielsweise solche, die in Haushalten mit Grundsicherungsbezug groß geworden sind und jetzt im Übertritt in den Arbeitsmarkt stehen. Das eröffnet neue Forschungsmöglichkeiten, etwa zur sozialen Mobilität zwischen den Generationen: Wie stark hängt die soziale Position, die Kinder erreichen, von der ihrer Eltern ab und woran liegt das? Ändert sich das im Zeitverlauf?

Befragungsmethodisch gibt es derzeit insgesamt einen starken Trend hin zur Nutzung neuerer Medien, durch die sich die Datenerhebungs- und Forschungsmöglichkeiten erheblich erweitern lassen. Wir werden diesen Trend aufnehmen, den langjährigen Teilnehmern aber natürlich weiterhin die Möglichkeit bieten, telefonisch oder persönlich interviewt zu werden. Daneben werden wir jedoch verstärkt Studienteilnehmer dazu einladen, an kleinen Befragungen im Internet teilzunehmen oder mithilfe ihrer Smartphones Daten für die Forschung zum Arbeitsmarkt und Sozialstaat zu sammeln.

i

Doppelter Name – Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ oder Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“?

Was auf den ersten Blick ein wenig verwirrend erscheinen mag, ist von den Studienmachern gut überlegt worden. Mit den beiden Bezeichnungen gehen nämlich ganz spezifische Kommunikationsstrategien einher, über die zwei unterschiedliche Zielgruppen angesprochen werden sollen: Während infas in der Kommunikation mit den Studienteilnehmern auf die Bezeichnung Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ setzt, ist die Befragung in der Wissenschaft unter dem Namen Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“ bekannt geworden. „Panel“ ist ein Fachbegriff für Längsschnittstudien, in denen dieselben Personen oder Haushalte wiederholt befragt werden. Beide Namen bezeichnen aber letztlich ein und dieselbe Studie. Eine Kurzform gibt es allerdings nur vom Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“, nämlich: PASS.



Lebensqualität
und soziale Sicherung

PASS

Panel Arbeitsmarkt
und soziale Sicherung

Interview

„Vom Interview bis zum Datensatz sind viele Schritte nötig“

Mehr als 30.000 Personen haben seit Dezember 2006 an den Befragungen für die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ teilgenommen, viele von ihnen bereits mehrere Jahre. Um mithilfe der Ergebnisse ein genaues Bild von ihren Lebensumständen in Deutschland zeichnen zu können, fallen bei der Konzeption und Durchführung der Erhebung ebenso wie bei der Aufbereitung der Befragungsdaten viele Aufgaben an. Claudia Wenzig vom IAB-Team „Feldvorbereitung“ und Arne Bethmann vom IAB-Team „Datenaufbereitung“ erläutern im Interview, wie ihre Arbeit aussieht, worauf es dabei ankommt – und was ihnen die Studie persönlich bedeutet.

Frau Wenzig, Sie sind wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Seit wann sind Sie an der Studie beteiligt? Und was ist Ihre Aufgabe?

Wenzig: Ich bin seit Ende 2005 am IAB und von Anfang an bei der Studie dabei. Ich bin insbesondere für die Konzeption und Durchführung der Befragung verantwortlich. Ich forsche aber auch mit unseren Daten – aktuell zum Beispiel zur Kinderarmut in Deutschland.

„Es ist ziemlich schwierig, eine gute Frage zu formulieren.“

Wie ist das bei Ihnen, Herr Bethmann?

Bethmann: Ich bin 2007 ans IAB gekommen und habe zunächst in der Abteilung für IT- und Infor-

mationsmanagement gearbeitet. Im Jahr darauf bin ich dann zu der Studie gekommen. Im Forschungsbereich „Panel ‚Arbeitsmarkt und soziale Sicherung‘“ war der Bedarf an Leuten, die sich mit der Datenaufbereitung auskennen, rapide gestiegen und so hat man mich kurzerhand dazu geholt. Ich bin für das Management und die Aufbereitung der Befragungsdaten zuständig und forsche ebenso wie Claudia Wenzig parallel dazu mit den Daten.

„Es ist schön zu wissen, dass unsere Daten nicht irgendwo in der Schublade verschwinden.“

Wie kann ich mir Ihre Arbeit genau vorstellen?

Wenzig: Ich arbeite im Team „Feldvorbereitung“. Das heißt, bevor eine Befragung im Februar eines Jahres startet, haben wir uns schon fast ein Jahr vorher immer wieder regelmäßig im Team getroffen, um den Fragenbogen zu erstellen. Wir entscheiden zunächst einmal, welche Themen für die Befragung relevant sind und welche wir nicht mehr berücksichtigen werden. Obwohl viele Fragen über die Zeit hinweg gleich bleiben, gibt es trotzdem immer wieder neue Themen, die in den Fragebogen mit aufgenommen werden – etwa aufgrund von gesetzlichen Änderungen oder politischen Debatten.

Zum Beispiel?

Wenzig: Der Mindestlohn ist da sicherlich ein gutes Beispiel. Nach dessen Einführung haben wir gleich mehrere Einstellungsfragen zum Mindestlohn mit

in den Fragebogen aufgenommen. Auch im Zuge der jüngsten Zuwanderungsentwicklung haben wir spezifische Fragen zur Teilnahme an Deutsch- und Integrationskursen oder zur Zusammensetzung des Freundeskreises entwickelt, die wir allen Befragten, die nicht in Deutschland geboren sind, stellen.

„Wenn wir mit den Daten forschen möchten, benötigen wir diese in einer bestimmten Form. Vom Interview bis zum Datensatz sind dazu viele technische Schritte nötig.“

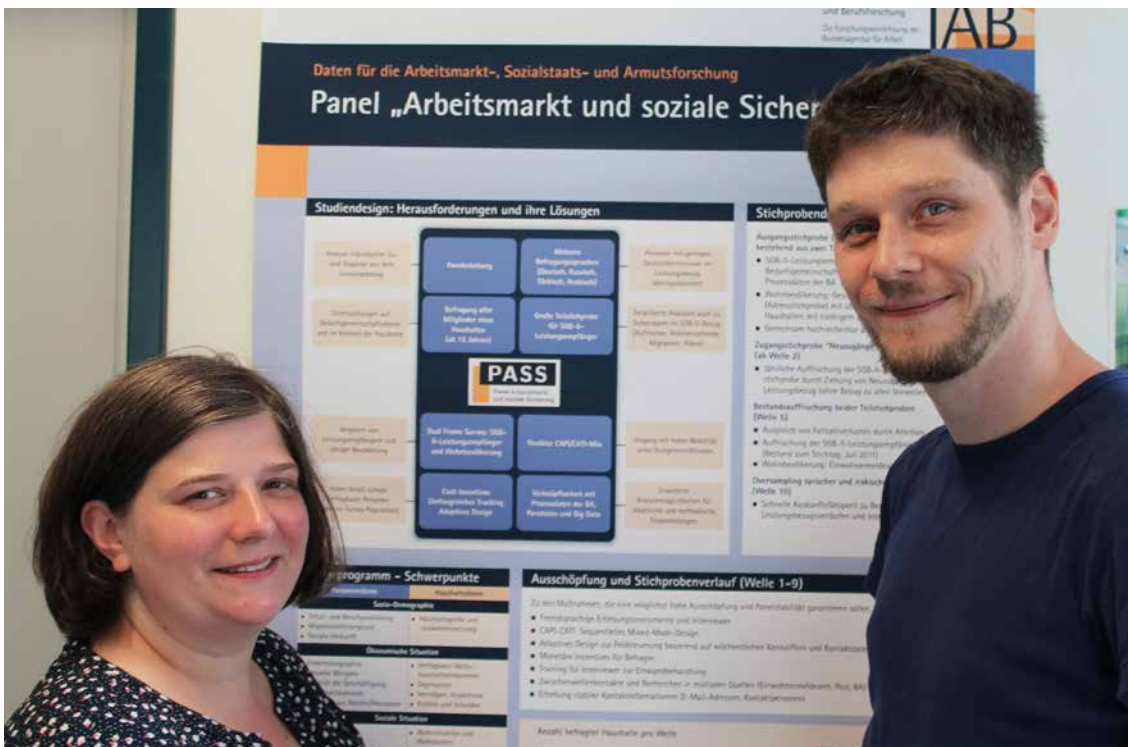
Wer entscheidet eigentlich, welche Fragen letztlich in den Fragebogen hineinkommen?

Wenzig: Wir lesen die aktuelle Forschungsliteratur zum geplanten Fragemodul, recherchieren, ob es bereits Befragungen dazu gibt, entwickeln und diskutieren auf dieser Grundlage verschiedene Vorschläge und entscheiden uns dann nach sorgfältiger Prüfung gemeinsam im Team für die endgültige Fassung. Außerdem können auch externe

Forscher Vorschläge einreichen. Prinzipiell können sich andere Wissenschaftler bewerben, deren Ideen gut zur Studie passen. Hier entscheidet dann ein Auswahlgremium darüber, welcher dieser Vorschläge in den Fragebogen aufgenommen wird. Da wir mit einer durchschnittlichen Interviewzeit von einer halben Stunde planen, können wir leider nicht immer alle Wünsche berücksichtigen. Wenn wir etwas Neues aufnehmen, müssen wir uns auch immer von alten Fragemodulen verabschieden.

Und dann wird der Fragebogen an infas übergeben?

Wenzig: Genau, wir geben den Fragebogen an das infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft, das im Auftrag des IAB die Erhebungen durchführt, zur Programmierung weiter. Wir arbeiten eng mit dem Befragungsinstitut zusammen und überprüfen immer wieder die Qualität der Fragen. Es ist nämlich ziemlich schwierig, eine gute Frage zu formulieren. Es ist beispielsweise sehr wichtig, dass alle Befragten die Fragen gleich verstehen, damit wir die Aussagen bei der Auswertung miteinander vergleichen können. Auch dies testen wir vor dem großen Feldeinsatz mit ausgewählten Studienteilnehmern. Unsere letzte Aufgabe ist



dann gemeinsam mit infas die Schulung der rund 450 Interviewer, die jedes Jahr für die Studie im Einsatz sind und für die neue Welle fit gemacht werden müssen. Und wenige Wochen, nachdem die Befragung gestartet ist, beginnt schon wieder alles von vorne und wir machen uns Gedanken über den Fragebogen für das nächste Jahr!

Wann kommen Sie ins Spiel, Herr Bethmann?

Bethmann: Wir von der Datenaufbereitung begleiten im Prinzip von Anfang an die Fragebogenentwicklung. Die Sicht des Forschers muss nämlich von Beginn an mitberücksichtigt werden, damit die Fragen und Antworten später vernünftig analysiert werden können. Außerdem müssen wir im Vorfeld der Befragung nach bestimmten Kriterien Adressen recherchieren und die Stichprobe ziehen. Sobald wir wissen, was in der Welle gefragt wird, planen wir außerdem die Datenaufbereitung. Wir überlegen uns im Team das Konzept und die Regeln und übergeben das gesamte Paket dann an unser Partnerinstitut. Infas kümmert sich eigenständig um die eigentliche Datenaufbereitung. Wir kommen erst wieder bei der Qualitätssicherung ins Spiel. Am Ende stellen wir die finalen Daten zusammen und übergeben sie unserem Forschungsdatenzentrum, das die Daten für die Nutzer zur Verfügung hält und sich um die Einhaltung aller datenschutzrechtlichen Bestimmungen kümmert.

Warum müssen die Daten denn überhaupt aufbereitet werden?

Bethmann: Wenn wir mit den Daten forschen möchten, benötigen wir diese in einer bestimmten Form. Vom Interview bis zum Datensatz sind dazu viele technische Schritte nötig. Beispielsweise müssen Informationen vereinheitlicht oder Befragungs- und Programmierfehler bereinigt werden. Ein sehr wichtiger Teil ist dabei auch die Anonymisierung der Daten, sodass später keine Rückschlüsse auf unsere Befragten möglich sind. Unser Ziel ist es, den Nutzern die bestmöglichen Daten zur Verfügung zu stellen.

„Die Sicht des Forschers muss von Beginn an mitberücksichtigt werden, damit die Fragen und Antworten später vernünftig analysiert werden können.“

Können Sie das bitte noch einmal an einem Beispiel veranschaulichen?

Bethmann: Wenn uns Befragte ihren Beruf nennen, können sie ganz frei sagen, was sie machen – zum Beispiel „Bäcker“, „Ärztin“ oder „Kindererzieher“. Mit den einzelnen Angaben können die Forscher aber nicht viel anfangen, weshalb wir die Berufsangaben noch einmal entlang einheitlicher Kriterien zusammenfassen und auf wenige Berufsgruppen reduzieren. Ganz ähnliche Klassifikationen gibt es auch für Bildungsabschlüsse oder Familienkonstellationen. Das Ganze dient der internationalen Vergleichbarkeit und der Reduktion von Komplexität.

Sie arbeiten beide seit vielen Jahren an der Studie mit. Was war für Sie die größte Herausforderung?

Bethmann: Für mich war die größte Herausforderung, als wir 2009 das Befragungsinstitut gewechselt haben – von TNS Infratest zu infas. Das war wie ein Pferdewechsel im vollen Galopp. Auf einmal mussten wir mit einem komplett neuen Interviewerstab, einer neuen Technik und neuen Kollegen in der Datenaufbereitung zusammenarbeiten und

ZUR PERSON



Dr. Claudia Wenzig studierte von 1993 bis 1999 Sozialwissenschaften an der Universität Erlangen-Nürnberg. Die Diplom-Sozialwirtin war anschließend als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie tätig und promovierte dort 2004 zum Thema „Armut, Gesundheit und sozialer Kontext von Kindern“. Danach war Claudia Wenzig bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Robert Koch-Institut, Abteilung Gesundheitsberichterstattung. Seit Dezember 2005 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im IAB.

dabei möglichst Kontinuität bewahren. Dies war mit viel Arbeit und langen Diskussionen verbunden, hat aber am Ende doch sehr gut funktioniert. Bis heute haben wir keine großen Brüche in den Daten.

Wenzig: Eine dauerhafte Aufgabe ist sicherlich auch die kontinuierliche Motivation der Studienteilnehmer, sodass alle im neuen Jahr wieder teilnehmen. Die nach Deutschland geflohenen und zugewanderten Personen aus Syrien und anderen Krisenländern, die wir 2016 in unserer Studie erstmals befragt haben, haben uns ebenfalls vor ganz neue Herausforderungen gestellt. So mussten wir nicht nur den Fragebogen ins Arabische übersetzen, sondern auch kulturelle Besonderheiten bei den Interviews mitberücksichtigen.

Und was hat Sie andererseits über alle die Jahre hinweg motiviert?

Bethmann: Mir macht am meisten Spaß, die Studie nach außen hin zu präsentieren. Als 2012 die erste Nutzerkonferenz stattfand und wir gesehen haben, dass mit unseren Daten tatsächlich Forschung betrieben und Ergebnisse produziert wurden, hat mich das schon ziemlich glücklich gemacht. Und wenn ich merke, dass meine eigene Forschung in der Politik ankommt, motiviert mich das noch einmal extra.

Wenzig: Ja, da kann ich nur zustimmen. Es ist schön zu wissen, dass unsere Daten nicht irgendwo in der Schublade verschwinden, sondern dass damit aktiv Forschung betrieben und darüber berichtet wird. Außerdem freue ich mich immer darüber, bei den Interviewer-Schulungen persönlichen Kontakt zu den Interviewern zu haben. Sie erzählen uns dann auch, wie die Studie bei den Befragten ankommt. Es ist gut, auf diese Weise jenseits von Zahlen Rückmeldungen zu unserer Studie zu bekommen.

Was bedeutet Ihnen die Studie eigentlich persönlich?

Wenzig: Für mich ist die Studie etwas ganz Besonderes, weil ich von Anfang an dabei bin und sehen kann, wie sie gewachsen ist. Fast wie bei einem Baby. Immer mehr Forscher arbeiten damit. Unser Team ist größer geworden. Und auch unsere Befragten machen seit vielen Jahren mit. All das motiviert mich, weiterhin an der Studie mitzuarbeiten.

ZUR PERSON

Dr. Arne Bethmann arbeitete von 2007 bis 2016 in verschiedenen Abteilungen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, insbesondere im Forschungsbereich „Panel ‚Arbeitsmarkt und soziale Sicherheit‘“. Von 2014 bis 2016 war er außerdem akademischer Mitarbeiter am Lehrstuhl für Statistik und sozialwissenschaftliche Methodenlehre der Universität Mannheim. Seit August 2016 ist er Längsschnittdatenmanager am Zentrum für Dauerbeobachtung und Methoden des



Deutschen Jugendinstituts in München. Arne Bethmann wurde 2013 mit einer Dissertation zum Thema „Aspekte von Beruf und Familie unter ökonomischer Unsicherheit – Beiträge zu Familie, Partnerschaft und beruflicher Mobilität“ zum Dr. rer. pol. promoviert.

Bethmann: Im Vergleich zu anderen Studien sind wir ein relativ kleines Team. Selbst wenn ich zum Beispiel nicht aktiv in der Fragebogenentwicklung mitarbeite, bekomme ich doch fast alles mit, da wir uns regelmäßig austauschen. So habe ich das Gefühl, an der gesamten Studie beteiligt zu sein – und nicht nur ein kleines Rädchen in der Datenaufbereitung. Natürlich macht mir auch die Forschung Spaß, und zu wissen, dass die Studie politisch relevant geworden ist.

Die Studie in zehn Zahlen

2006

Im Jahr 2006 startete die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“.

236.225

Personen- und Haushaltsinterviews

wurden im Rahmen der Studie geführt.

95.125

Stunden

dauern alle Interviews und Gespräche zusammengenommen. Das entspricht 3.964 Tagen oder knapp elf Jahren.

1.135

Interviewerinnen und Interviewer

Über Tausend Personen führten Gespräche mit den Befragten.

374.911

Kilobytes

beträgt der Umfang der gespeicherten Informationen.

10

Befragungswellen

Seit Beginn der Studie wurden zehn Befragungswellen durchgeführt.

3.278

Merkmale

Mithilfe der Interviews konnten bis jetzt 3.278 Merkmale der befragten Personen und Haushalte erfasst werden.

191

Publikationen

Es sind 191 Berichte oder Artikel in Fachzeitschriften bzw. Büchern erschienen.

1.997

Gemeinden

Im Rahmen der Studie wurden Interviews in 1.997 deutschen Gemeinden geführt.

109

Externe Datennutzer

109 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nutzen die Daten der Studie außerhalb des IAB.

Interview

„Im Kern geht es darum, den Datensalat zu entwirren“

Seit dem Jahr 2009 ist Christian Dickmann beim infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft schwerpunktmäßig mit der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ betraut. Neben der Datenaufbereitung ist er auch für Datenschutzfragen zuständig. Mit welchen Aufgaben er sich hier befasst, worauf es dabei ankommt und was die Studie für ihn auch persönlich bedeutet, erläutert Christian Dickmann im Interview.

Herr Dickmann, Sie arbeiten bei infas, das im Auftrag des IAB die Befragungen für die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ durchführt, in der Datenaufbereitung. Was gehört hier zu Ihrem Aufgabenbereich?

Ich bin seit 2007 bei infas in der Datenaufbereitung tätig und seit 2009 schwerpunktmäßig mit der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ betraut. Ich befasse mich daneben noch mit einigen weiteren Projekten, aber die Studie des IAB stellt den Großteil meiner Arbeit dar. Neben den Tätigkeiten in der Datenaufbereitung kommt außerdem eine Reihe von Aufgaben in meiner Funktion als Datenschutzbeauftragter hinzu.

Welche Aufgaben fallen bei der Aufbereitung der Befragungsdaten an?

Ein Zyklus beginnt im Prinzip mit dem Fragebogen, der vom IAB an uns geschickt wird und dann in ein technisches Instrument übersetzt werden muss. Im Vorfeld der Feldphase teste ich diese Programmierung auf ihre Richtigkeit: Bekommen die Personen auch diejenigen Fragen präsentiert, die für sie bestimmt sind? Stimmen die hinterlegten Werte aus den Vorjahren noch? Läuft der Fragebogen fehlerfrei ab? Nach der Feldphase beginnt dann die

Aufbereitung des Enddatensatzes, die uns hier bei infas ein ganzes Jahr lang begleitet. In erster Linie geht es dabei um die Zusammenfassung und Vereinheitlichung unterschiedlicher Angaben. Besonders zeitintensiv ist die Vercodung offener Angaben, also die Zuordnung von numerischen Codes zu den in Textform vorliegenden Antworten. Denn damit die Forscher später mit den Daten arbeiten können, müssen wir Texte auf wenige numerische Werte verdichten. Zum Abschluss steht noch die schriftliche Dokumentation der Feldarbeit an. Und dann beginnt schon wieder der neue Zyklus.

„Wir in der Datenaufbereitung sorgen dafür, dass die Wissenschaftler später mit den Daten arbeiten können.“

Warum müssen die Angaben der Befragten denn überhaupt noch einmal aufbereitet werden? Was ist der Zweck und Sinn dieses Vorgehens?

Einerseits geht es darum, die Informationen inhaltlich so zu lassen wie sie sind, sie andererseits aber etwas handhabbarer zu machen. So, wie die Daten abgefragt werden, entsprechen sie nicht der Form, die Forscherinnen und Forscher für ihre Analysen benötigen. Wir in der Datenaufbereitung sind also für die Überführung zuständig und sorgen dafür, dass die Wissenschaftler später mit den Daten arbeiten können. Im Kern geht es darum, den Datensalat zu entwirren und den Zahlen einen inhaltlichen Kontext zu geben, der für alle verständlich ist.



„Wir haben ein ganzes Bündel an Maßnahmen, um Rückschlüsse auf die wahre Identität eines Befragten ausschließen zu können.“

Ein wichtiger Teil Ihrer Tätigkeit besteht in der Anonymisierung der Daten. Welche Schritte werden hierzu bei der Studie unternommen?

Wir haben ein ganzes Bündel an Maßnahmen, um Rückschlüsse auf die wahre Identität eines Befragten ausschließen zu können. Zunächst einmal geben wir die Namen, Adressen und Telefonnummern der Befragten nicht an die Forscher weiter. Diese Informationen werden bei uns lediglich zur Kontaktaufnahme genutzt. Im Datensatz selbst wird nur eine achtstellige Codenummer vermerkt. Auch viele weitere erfragte Angaben werden gar nicht oder nur in sehr stark vergrößerter Form zur Verfügung gestellt. Beispielsweise wird als Wohnort nicht Bonn hinterlegt, sondern nur die

ZUR PERSON

Christian Dickmann, Magister Artium, ist seit 2007 für infas als Senior-Projektleiter im Bereich des komplexen Datenmanagements tätig. Sein Arbeitsschwerpunkt besteht in der Datenprüfung und -aufbereitung der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Er ist zudem verantwortlich für Datenprüfungen weiterer kontinuierlicher Haushaltspanelstudien und Querschnittbefragungen sowie die Organisation der Datensätze. Seit 2014 nimmt Christian Dickmann außerdem die Aufgaben des betrieblichen Datenschutzbeauftragten bei infas wahr.

Information, dass der Befragte in einer Stadt mit einer Bevölkerungsgröße zwischen 100.000 und 500.000 Einwohnern im Bundesland Nordrhein-Westfalen wohnt. Ein weiteres Beispiel ist die Berufsangabe: Selbst wenn jemand im Interview erzählt, dass er Kurierfahrer bei Hermes in Bonn ist, werden bei der Datenaufbereitung der Ort und die Firma gestrichen und lediglich „Kurierfahrer“ hinterlegt und in eine Zahl übersetzt. Wir schauen alle Angaben noch einmal gründlich durch, bevor wir sie herausgeben. Auch biografische Daten werden von uns vergrößert und in größeren Gruppen zusammengefasst. So stellen wir beispielsweise nur das Geburtsjahr zur Verfügung – und nicht das genaue Geburtsdatum. Ähnliches gilt für den Migrationshintergrund, die Herkunftsländer oder die Haushaltszusammensetzung.

„Damit die Forscher später mit den Daten arbeiten können, müssen wir Texte auf wenige numerische Werte verdichten.“

Sie haben sich mehrere Jahre lang intensiv mit der Datenstruktur der Studie auseinandergesetzt. Worin liegt für Sie die größte Herausforderung?

Auch wenn es trivial klingen mag: Man muss den Überblick darüber behalten, was in der aktuellen Welle gefragt wurde. Gerade bei der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ kommen immer wieder neue Fragen und Module hinzu, sodass der Datensatz mit jedem Jahr gewachsen ist und wir bald schon mehr als 40.000 unterschiedliche Personen und mehr als 1.500 verschiedene Variablen haben. Um diesen großen Umfang managen zu können, bedarf es ganz spezieller Prüfmethode und Instrumente, die wir oft erst selbst entwickeln mussten.

Für mich persönlich war die größte Herausforderung, als das gesamte Paket im Herbst 2009 an mich übergeben wurde und ich mich in die Arbeiten meiner Vorgänger einlesen musste. Es ist immer schwer, sich nachträglich in eine fremde

Gedankenwelt einzuarbeiten und das Ganze dann noch möglichst bruchlos fortzuführen. Der Aufwand war damals intellektuell schon sehr groß. Es war einfach nicht der eigene Programmierstil, und man musste damit irgendwie heimisch werden.

„Ich habe da ein kleines Kind vor Augen, das einen sehr großen Turm baut und immer noch ein Klötzchen oben drauf setzt.“

Und sind Sie das geworden?

Ja, jetzt sind wir im angenehmen Teil der Studie angekommen. Es hat sich allmählich alles eingespielt, und ich hoffe, dass es noch viele Jahre oder gar Jahrzehnte weitergeht. Das ist jetzt eine schöne Herausforderung, man hat gewisse Routinen entwickelt und weiß, wie man zum nächsten Ergebnis kommt. Gleichzeitig gibt es immer wieder Änderungen im Fragebogen, die für Abwechslung sorgen.

Was bedeutet Ihnen die Studie ganz persönlich?

Für mich ist es eine sehr interessante Studie, die beständig wächst und viel Potenzial bietet. Ich habe da immer ein kleines Kind vor Augen, das einen sehr großen Turm baut und dann immer noch ein Klötzchen oben drauf setzt. Und das ist wirklich spannend. Es macht mir einfach Spaß, hierbei mitzuwirken. Das motiviert einen dann schon aus sich heraus. Deshalb würde ich sagen, dass die Bindung an das Projekt sehr eng ist. Man will einfach sehen, wie es weiterwächst.

Der Studienzyklus

Die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ ist eine komplexe Wiederholungsbefragung. Jede Wiederholung der Befragung – auch Welle genannt – besteht aus fünf Phasen. Da der komplette Zyklus einer Befragungswelle für gewöhnlich länger als ein Jahr andauert, müssen die Studienmacher immer drei Wellen gleichzeitig im Blick behalten: Während sich die aktuelle Befragung gerade im Feld befindet und die vorherige Welle noch für die Forscher aufbereitet wird, entwerfen die Mitarbeiter am IAB schon wieder den Fragebogen für die nächste Welle.



Interview

„Wir werden immer wieder aufs Neue überrascht“

Sabine Fleger betreut zusammen mit Kolleginnen und Kollegen die Telefonhotline des infas Instituts für angewandte Sozialwissenschaft, das die jährlichen Befragungen für die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ im Auftrag des IAB durchführt. Mit welchen Anliegen sich Anrufer an sie wenden, was bei den Gesprächen zu beachten ist und welche Erfahrungen sie im Laufe der Jahre dabei gemacht hat, erzählt Sabine Fleger im Interview.

Frau Fleger, zusammen mit Ihren Kollegen betreuen Sie seit vielen Jahren die Telefonhotline. Wer ruft da alles bei Ihnen an?

Grundsätzlich rufen bei uns Teilnehmer aller derzeit von infas durchgeführten Studien an. Die Studienteilnehmer kennen unsere Servicenummer und können sich jederzeit mit ihren Anliegen an uns wenden. Dafür ist unsere Hotline täglich zwischen acht und 18 Uhr besetzt. Pro Tag gehen bei uns durchschnittlich 60 bis 80 Anrufe ein. Natürlich häufen sich die Anrufe bei erhöhtem Studienaufkommen und in bestimmten Phasen – beispielsweise kurz nach dem Versand der Studieninformationen.

„Pro Tag gehen bei uns durchschnittlich 60 bis 80 Anrufe ein.“

Mit welchen Anliegen wenden sich die Studienteilnehmer typischerweise an Sie?

Die Anliegen sind sehr unterschiedlich. Oft wünschen sich die Anrufer detailliertere Informationen zur Studie und zum Auftraggeber oder möchten mehr über den Sinn und Zweck der Studie erfah-

ren. Typisch sind auch Fragen nach der Adressherkunft oder dem Datenschutz. Manchmal rufen Personen nur an, um ein kurzes Feedback zur Studie zu geben oder ihre neue Adresse mitzuteilen.

Im Allgemeinen muss man zwischen zwei verschiedenen Personengruppen unterscheiden: Zum einen gibt es Personen, die schon sehr lange an einer Studie teilnehmen und mit deren Ablauf bestens vertraut sind. Dieser Personenkreis hat bereits gute Erfahrungen mit der Studie gemacht und ist weniger skeptisch. Anders ist das bei Personen, die zum ersten Mal von uns kontaktiert werden. Hier ist die Skepsis naturgemäß etwas höher, und wir müssen am Telefon mehr Aufklärungsarbeit leisten und anfängliche Bedenken aus dem Weg räumen.

„Ich merke auch, dass Studienteilnehmer sehr an den Studienergebnissen interessiert sind und durch ihre Teilnahme eine Möglichkeit sehen, Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen.“

Wie ist das bei den Teilnehmenden der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“? Haben diese besondere Anliegen?

Mein Eindruck ist, dass die Befragten sehr datensensibel sind und häufig Informationen über die Herkunft der Adresse erhalten möchten. Ich merke auch, dass die Studienteilnehmer sehr an den Studienergebnissen interessiert sind und durch ihre Teilnahme eine Möglichkeit sehen, Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen. Was die Studie in meinen

Augen außerdem besonders macht, ist die große Vielfalt an Menschen mit ganz unterschiedlichen Biografien, Kulturen und individuellen Lebensgeschichten.

„Die Hotline sehe ich als eine Schnittstelle zwischen infas, dem Auftraggeber und der sozialen Realität.“

Können Sie an der Hotline denn immer alle Sprachen und Anliegen bedienen?

Wir beherrschen an der Hotline mehrere Sprachen und haben jetzt extra auch einen Arabisch sprechenden Mitarbeiter eingestellt. Damit wir alle Fragen beantworten können, müssen wir uns ständig weiterbilden und uns neues Wissen über die Studien aneignen. Auch wenn sich die Anliegen der Anrufer durchaus wiederholen, hat jede Studie ihre Besonderheiten. Wenn ich aber doch einmal nicht selbst weiter weiß, halte ich mit den Projektbeteiligten Rücksprache und rufe die Anrufer wieder zurück. Alle Wünsche der Studienteilnehmer können wir allerdings nicht erfüllen. Anrufer, die beispielsweise mit Andrea Nahles sprechen wollen, können wir leider nicht ans Bundesministerium für Arbeit und Soziales durchstellen.

„Jeder Fall ist anders, da muss man empathisch und authentisch sein.“

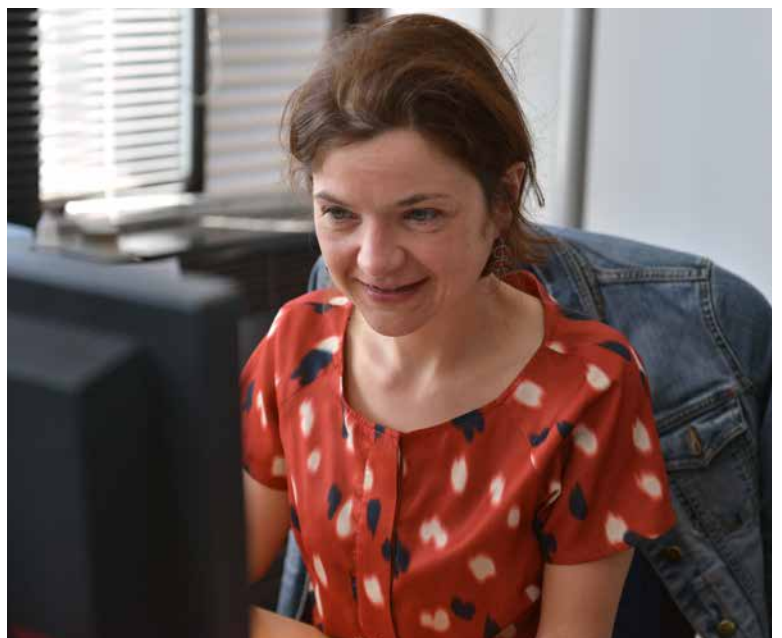
Welchen Personenkreis haben Sie besonders zu schätzen gelernt? Über welche Anrufe freuen Sie sich am meisten?

Also, ich mag Personen, die sich wirklich darüber freuen, dass sie an der Studie teilnehmen können und uns jedes Jahr wieder aufs Neue anrufen. Manche kennen wir schon beim Namen. Viele von ihnen benutzen das Interview als Gelegenheit, um ihr eigenes Leben und ihre berufliche Situation zu reflektieren. Sehr interessant sind auch Anrufer, die eher ungewöhnliche Anliegen vortragen oder

mitten in der Nacht – etwa um vier Uhr früh – auf den Anrufbeantworter sprechen und sich bei uns für die Studie bedanken. Neben diesen eher erfreulichen Anrufen bekommen wir an der Hotline aber auch immer wieder traurige Geschichten und Schicksalsschläge mit. Beispielsweise, wenn eine Person im Haushalt gestorben ist und der Partner das Interview absagen muss.

Wie würden Sie eigentlich Ihre Rolle bei infas definieren? Warum benötigt man eine Telefonhotline?

Die Hotline sehe ich als eine Schnittstelle zwischen infas, dem Auftraggeber und der sozialen Realität. Wir befinden uns genau an der Grenze.



ZUR PERSON

Sabine Fleger ist nach Abschluss ihres Studiums der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Philosophie (MA) an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn seit 2010 als Mitarbeiterin bei infas tätig. Parallel dazu arbeitet sie im pädagogischen Bereich, beispielsweise von 2004 bis 2015 an der Pythagoras Matheschule in Bonn. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören die Rücklaufverarbeitung sowie die Koordination und Betreuung der Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer.

Es geht gewissermaßen um eine Vermittlungsrolle. Wir müssen die Personen da abholen, wo sie gerade stehen. Gerade, wenn es um zunächst abstrakte Dinge wie eine wissenschaftliche Studie oder datenschutzrechtliche Angelegenheiten geht, müssen wir viel Vermittlungs- und Aufklärungsarbeit leisten. Ganz wichtig ist, den Bedürfnissen der Menschen entsprechend zu reagieren. Es geht letztlich immer um eine konkrete Person. Es gibt kein Patentrezept. Jeder Fall ist anders, da muss man empathisch und authentisch sein.

„Ja, man merkt schon gesellschaftliche Trends.“

Haben sich die Anliegen der Anrufenden über die Zeit hinweg geändert? Können Sie im Spiegel der Hotline irgendwelche gesellschaftlichen Trends erkennen?

Ja, man merkt schon gesellschaftliche Trends. Klar, der Datenschutz ist ein Dauerthema. Davon unabhängig fließen aber auch immer wieder aktuelle politische Themen – wie die Flüchtlingspolitik oder die Angst vor dem Terrorismus – in die Telefonate ein. Ich habe außerdem den Eindruck, dass den Befragten Fragen um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sehr wichtig geworden sind.

Was macht für Sie den Reiz Ihrer Tätigkeit aus?

Die Betreuung der Telefonhotline ist eine sehr abwechslungsreiche und lebendige Tätigkeit. Wir werden immer wieder aufs Neue überrascht. Besonders interessant ist, dass man die soziale Wirklichkeit und die Vielfalt der Menschen, die hier leben, ganz anders als im Alltag kennenlernt.

Stimmen zur Studie

100 zufällig ausgewählte Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ wurden um Feedback gebeten und nach ihrer Teilnahmemotivation und Meinung zur Studie gefragt. Hier einige Auszüge:

„Es ist interessant, Fragen gestellt zu bekommen, über deren Bedeutung ich sonst nie nachgedacht hätte. Selbstverständlichkeiten werden bei dieser Befragung dann manchmal zu etwas ganz Besonderem.“

„Ich gestehe, dass ich die zehn Euro als kleines Dankeschön schätze, auch wenn der Betrag durchaus eine symbolische Komponente hat.“

„Ich finde das Konzept der Umfrage sehr gut.“

„Ihre Mitarbeiterin ist einfach toll – kompetent, unaufdringlich, ruhig und freundlich.“

„Ich bin allgemein politisch interessiert und wäre selbst gern Soziologiedozentin geworden – also war klar, dass ich mitmache!“

„Zu sehen, was für Veränderungen auch bei einem selbst eingetreten sind. Zehn Jahre sind eine lange Zeit.“

„Dass ich, wenn auch nur geringfügig, an politischen Entscheidungen mitwirken kann, die hoffentlich dem Wohle der Gemeinschaft dienen.“

„Dass ich ein bisschen dazu beitragen kann, das alltägliche Leben in Deutschland zu verstehen und zu verbessern.“

„Es sind immer sehr nette Mitarbeiter, die diese Befragung durchführen.“

„Besonders gut gefällt mir, dass Ihre Fragen in jedem Jahr auch immer wieder neue Themen abdecken.“

„Viele Mosaiksteine ergeben ein Ganzes. Ich fühle mich dazu aufgefordert, meinen Beitrag zu leisten. Je mehr Personen dazu bereit sind, desto genauer sind die Ergebnisse.“

„Die Ergebnisse der Studie müssen an die Politik gehen.“

„Es ist interessant, seine eigene Lebenssituation anhand der Fragen zu durchdenken.“

„Machen Sie einfach weiter so!“

Interview

„Niemand muss Fragen beantworten, die er nicht beantworten möchte“

Willi Schneider ist als Interviewer für das infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft tätig und befragt im Auftrag des IAB auch Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“. Er beschreibt, wie die Interviews ablaufen, erklärt, worauf man als Interviewer achten muss, und erzählt, was ihn an seiner Arbeit reizt.

Herr Schneider, Sie arbeiten seit mehreren Jahren als Interviewer bei infas und sind auch für die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ im Einsatz. Wie sind Sie damals zu dieser Tätigkeit gekommen?

Als ich 2007 nach einem fast 15-jährigen Auslandsaufenthalt wieder zurück nach Deutschland kam, habe ich mich gefragt, wo ein 50-Jähriger beruflich noch gefragt sein könnte. Eine Zeitungsmeldung über ein bekanntes Meinungsforschungsinstitut erinnerte mich spontan an eine frühere Nachbarin, die häufig Päckchen von diesem Institut erhalten hatte. Sie hatte mir bei Gelegenheit erzählt, dass sie hauptberuflich als Interviewerin tätig sei, ihr der Job Spaß mache, viele Freiheiten lasse und auch finanziell durchaus akzeptabel sei. Alles Aspekte, die mir sehr wichtig erschienen. Also schickte ich eine Spontanbewerbung an infas und war wenig später schon ins erste Befragungsprojekt eingebunden.

Könnten Sie mir kurz erklären, was Sie als Interviewer machen? Wie läuft so ein wissenschaftliches Interview für gewöhnlich ab?

Hier bei infas gibt es zwei Arten von Interviews: telefonische und persönliche. Ich führe aus-



„Man erhält interessante Einblicke in sehr unterschiedliche Wohn- und Lebensverhältnisse, Meinungen und Einstellungen.“

schließlich persönliche Interviews. Das bedeutet, dass ich die Studienteilnehmer zu Hause besuche und dann mithilfe eines Laptops ein standardisiertes Interview durchführe. Der Kern der Tätigkeit besteht darin, die vom Befragungsprogramm

eingblendeten Fragen vorzulesen und die Antworten der befragten Person zu protokollieren. Das Gespräch findet komplett computergesteuert statt, und ich bin dazu angehalten, die Fragen exakt so vorzulesen, wie sie am Bildschirm erscheinen. Üblicherweise gibt es auch vorgegebene Antwortoptionen, unter denen die befragte Person dann auswählt. Neben den eigentlichen Interviews fallen eine Reihe weiterer Aufgaben an, beispielsweise die Gewinnung neuer Studienteilnehmer, die telefonische oder persönliche Vereinbarung von Terminen, die wöchentliche und tägliche Einsatzplanung oder die Datenübermittlung an infas. Außerdem gibt es für uns Interviewer jedes Jahr eine Schulung durch das IAB.

„Ich führe ausschließlich persönliche Interviews.“

Als Interviewer treten Sie immer ein Stück weit ins Privatleben einer Person ein. Stoßen Sie hier manchmal an Grenzen?

Aus der Praxis kann ich nicht bestätigen, dass die Studienteilnehmer besonders scheu wären – auch nicht, wenn es um persönliche Informationen wie Finanzen oder andere heikle Dinge geht. Ich versuche, die Fragen immer ganz sachlich und trocken vorzulesen, ohne in irgendeiner Form persönlich interessiert oder emotional involviert zu erscheinen. Dann gibt es auch bei heiklen Fragen so gut wie nie Probleme. Ich höre manchmal von einzelnen Kollegen, dass sie Hemmungen haben, Fragen nach dem Einkommen, der Religionszugehörigkeit oder anderen vertraulichen Dingen zu stellen. Bei mir kommt es ganz selten vor, dass jemand bei solchen Fragen Widerstände erkennen lässt oder die Auskunft verweigert. Und selbst wenn die befragte Person keine Angabe machen möchte, ist das völlig in Ordnung. Niemand muss Fragen beantworten, die er nicht beantworten möchte.

Was macht Ihrer Erfahrung nach eigentlich ein gutes Interview aus? Was trägt zu seinem Gelingen bei?

Ideal verläuft ein Interview nach meinem Eindruck immer dann, wenn der befragten Person zwar

bewusst ist, dass gerade ein standardisiertes Interview stattfindet, sie aber das Gefühl hat, dass wir uns trotzdem nett unterhalten. Mit Augenkontakt, gelegentlichem positiven Feedback, einem Scherz hier und da oder auch damit, kleinere Abschweifungen vom eigentlichen Thema zuzulassen, kann man dieses Gefühl als erfahrener Interviewer erheblich verstärken. Ich merke ziemlich schnell, ob ein Interview entspannt verlaufen wird oder nicht, denn letztlich ist es wie immer im Leben: Mit manchen Menschen kann man einfach besser als mit anderen.

Haben Sie mit manchen Studienteilnehmern engere Kontakte geknüpft?

Also, ich sehe meine Tätigkeit in erster Linie professionell. In der Tat kann sich aber mit einzelnen Haushalten, die ich schon mehrmals befragt habe, ein persönlicherer Umgang entwickeln. Manchmal wird mein Anruf schon freudig erwartet, wenn der Brief von infas angekommen ist. Dann werde ich

i

CAPI und CATI – die beiden Interviewformen im Vergleich

In der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ kommen zwei unterschiedliche Interviewformen zum Einsatz: persönliche und telefonische Interviews. Erstere werden in der englischen Fachsprache als „computer-assisted personal interviews“ (CAPI) bezeichnet und werden für gewöhnlich zu Hause bei den Befragten durchgeführt. Für letztere, die „computer-assisted telephone interviews“ (CATI), werden die Studienteilnehmenden hingegen nicht persönlich von einem Interviewer besucht, sondern per Telefon befragt.

Bei PASS können die Studienteilnehmer selbst entscheiden, ob sie lieber persönlich oder telefonisch interviewt werden möchten. Doch egal, wofür sie sich letzten Endes entscheiden, beide Varianten werden in einer standardisierten und rechnerunterstützten Form durchgeführt. Das bedeutet, dass allen Personen identische, bereits im Vorfeld festgelegte Fragen und Antwortoptionen vorgelegt werden. Dieses Vorgehen hilft den Forschern, die Vielfalt möglicher Antworten auf wenige wichtige Kategorien zu reduzieren und so die Aussagen später besser miteinander vergleichen und mithilfe statistischer Verfahren untersuchen zu können.

bereits am Telefon zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Ganz vereinzelt gab es auch Fälle, wo eine allzu persönliche Note ins Unprofessionelle hätte abgleiten können, was ich aber stets vermeide.

Zum Beispiel?

Ich erinnere mich an einen Haushalt, wo ich zwei-, dreimal zum Interview kam und jedes Mal ebenso freundlich wie nachdrücklich zum Essen eingeladen wurde: „Hier, schauen Sie mal in die Kochtöpfe, das gibt es bei uns heute, diesmal müssen Sie aber mit uns essen!“ Ich gab mir jedes Mal viel Mühe, mich für die erwiesene Gastfreundlichkeit ganz herzlich zu bedanken. Da ich aber nie zum Essen blieb, drückte man mir beim nächsten Mal beim Abschied einfach eine Flasche Portwein in die Hand – und es war völlig klar, dass ich die jetzt nicht auch noch ablehnen durfte! Das hat mich schon sehr berührt.

Wenn Sie mal all die Jahre Revue passieren lassen: Was macht für Sie den Reiz Ihrer Tätigkeit aus?

Ich finde meine Arbeit nach wie vor sehr anregend. Man erhält interessante Einblicke in sehr unterschiedliche Wohn- und Lebensverhältnisse, Meinungen und Einstellungen. Ich finde das hochgradig spannend! Es hilft nicht nur dabei, die eigenen Sorgen und Nöte zu relativieren und den eigenen Lebensumständen sozusagen einen äußerst facettenreichen Spiegel vorhalten zu können, sondern man gewinnt dabei auch an Lebenserfahrung. Ich habe mich immer für jemanden gehalten, der eine gute Menschenkenntnis hat. Doch trotz aller Menschenkenntnis und einigen tausend Interviews, die ich in den letzten Jahren geführt habe, passiert es immer wieder, dass eine Person etwas komplett anderes antwortet als ich von ihr erwartet hätte. Das macht einen sensibler gegenüber eigenen Vorurteilen.

Würden Sie Ihre Arbeit als Interviewer denn weiterempfehlen? Und welche Voraussetzungen sollte man dafür mitbringen?

Man braucht schon bestimmte Voraussetzungen, sonst macht die Arbeit als Interviewer keinen Spaß und dann hat man wohl auch keinen Erfolg damit. Am wichtigsten ist es, kommunikativ und offen zu sein. Man sollte gut mit Menschen umgehen können. Außerdem muss man sich selbst gut organisieren können. Und ganz wichtig: Zuhören

können! Man darf auch keine Angst vorm Telefon haben, darf sich nicht von Absagen demotivieren lassen und nicht mit dem PC oder der Interviewsoftware fremdeln. Wenn man das mitbringt, ist dieser Beruf durchaus empfehlenswert, und die Chancen stehen auch gut: Interviewer werden nämlich immer gesucht. Im positiven Fall erfährt man Akzeptanz bei der infas-Einsatzleitung und bei den vielen befragten Personen. Man bleibt außerdem selbständig und flexibel, lernt bei den Projekten noch etwas hinzu, und die Verdienstmöglichkeiten sind auch okay.

„Man sollte gut mit Menschen umgehen können. Und ganz wichtig: Zuhören können!“



ZUR PERSON

Dr. Willi Schneider schloss sein Studium der Wirtschaftswissenschaften 1971 an der Universität zu Köln als Diplom-Kaufmann ab und promovierte 1984 (Dr. rer. pol.) Nach anfänglicher Tätigkeit als Revisionsassistent und in Konzernstabsstellen arbeitete er bis Mitte der 1990er Jahre hauptsächlich als betriebswirtschaftlicher Berater im Gesundheitswesen. Ende 2007 kehrte er von einem langjährigen USA-Aufenthalt nach Deutschland zurück, ist seit 2009 freiberuflicher Mitarbeiter von infas und unter anderem als Interviewer für die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherheit“ im Einsatz.

Die Studie im Spiegel der Öffentlichkeit – eine kleine Presseschau

17.10.2012 | taz

Und ewig funktioniert das Vorurteil

„Für 75 Prozent der Hartz-IV-Empfänger ist Arbeit das Wichtigste im Leben. Fast ebenso viele würden daher Arbeit annehmen, für die sie überqualifiziert sind.“

21.06.2013 | Handelsblatt

Kinder als Karriere-Handicap

„Trotz Ausgaben von jährlich 200 Milliarden Euro für die Förderung von Familien sind Kinder nach wie vor das größte Handicap, wenn Frauen auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen wollen. Dies bestätigt eine aktuelle Analyse des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), die dem Handelsblatt vorliegt.“

22.08.2014 | Frankfurter Allgemeine Zeitung

Von guten Mächten lebenslang gestützt

„Wissenschaftler haben zur Klärung einen Begriff erfunden: multiple Vermittlungshemmnisse. Das heißt, die Betroffenen haben zu viele Probleme gleichzeitig, um auf dem Arbeitsmarkt bestehen zu können. Mark Trappmann vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung zählt in einer Studie neun große Hemmnisse auf, etwa einen fehlenden Schulabschluss oder schwere gesundheitliche Einschränkungen.“

09.05.2015 | Der Spiegel

Die Chancenlücke

„Eine neue Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) im Auftrag der Bertelsmann Stiftung zeigt, wie der Alltag von 2,6 Millionen Kindern aus einkommensarmen und von Hartz IV abhängigen Familien von Verzicht und Mangel geprägt ist. 76 Prozent machen demnach noch nicht einmal eine Woche Urlaub im Jahr. Bei Kindern, die in gesicherten Verhältnissen aufwachsen, sind es nur 21 Prozent.“



Interview

„Der Datensatz genießt inzwischen ein großes Ansehen in der Wissenschaft“

Die Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ ist in der Wissenschaft unter dem Namen Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“, kurz PASS genannt, bekannt geworden (lesen Sie hierzu auch den Kasten „Doppelter Name – Studie „Lebensqualität“ oder Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung?““ auf Seite 11). Katrin Auspurg, Professorin für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, erforscht mithilfe dieses Datensatzes, wie soziale Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt zustande kommen und wie man diese erklären kann.

Frau Auspurg, Sie sind Professorin für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Wo liegen Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte und Forschungsinteressen?

Ich interessiere mich vor allem dafür, wie soziale Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt zustande kommen und wie man diese erklären kann – also, was die Mechanismen dafür sind, dass aus reinen Unterschieden soziale Ungleichheiten entstehen. Ein Beispiel hierfür ist die Verzahnung von Ungleichheiten in Familien und auf dem Arbeitsmarkt: So ist die Abstimmung von Karrieren in Familien ein Faktor, der zu Ungleichheiten führen kann. Auch die mögliche Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt im Allgemeinen oder speziell in der Wissenschaft ist hier zu nennen.

Bei all diesen Themen interessiere ich mich auch immer für die Entwicklung neuer oder die Verbesserung bereits bestehender Methoden. Beispielsweise frage ich danach, wie man Personen

zur Teilnahme an einer Umfrage motivieren kann. Auch mit der Verbindung von Experimenten und Umfragen setze ich mich auseinander. Gerade bei diesen Forschungszielen habe ich sehr von den PASS-Daten profitieren können.

„Mein erster Kontakt mit der Studie war noch als Doktorandin an der Universität in Konstanz.“

Wie kamen Sie damals eigentlich auf diese Studie des IAB? Können Sie sich noch an Ihren ersten Kontakt damit erinnern?

Mein erster Kontakt mit der Studie war noch als Doktorandin an der Universität in Konstanz. Zu der Zeit hatte ich viele Studien gelesen, die auf PASS-Daten basierten. Ehrlich gesagt war mir zu diesem Zeitpunkt das besondere Potenzial dieses Datensatzes noch gar nicht bewusst. Das hat sich dann aber schnell geändert, als ich für meine Promotion, die sich unter anderem mit Doppelverdiener-Paaren beschäftigt hat, auf das Problem gestoßen bin, dass meine selbstrekrutierte Stichprobe schlicht zu klein war, um verallgemeinerbare Schlussfolgerungen zu ziehen. Also habe ich mich nach Kooperationsmöglichkeiten bei größeren Bevölkerungsumfragen umgehört und bin schließlich bei PASS fündig geworden. Dort gab es eine Ausschreibung zur Mitentwicklung des Fragebogens, auf die wir uns damals beworben hatten. Ich habe mich dann näher mit der Studie auseinandergesetzt und war gleich sehr angetan.



„Längsschnittstudien sind für die Forschung sehr wichtig, um Veränderungen über die Zeit beobachten zu können.“

Wie genau hat die Studie Ihre eigene Forschung bereichert?

Sie ist eine Längsschnittstudie mit langer Laufzeit und bietet schon allein deshalb besonders wertvolle Möglichkeiten für die Forschung, auch und gerade für mein Forschungsgebiet der Analyse sozialer Ungleichheiten. Für unser Forschungsprojekt zur Stellenannahmefähigkeit waren zudem die hohe Fallzahl an Befragten und die große Themenvielfalt ausschlaggebend. In keinem anderen Datensatz gibt es so viele detaillierte Informationen zur Stellensuche und zugleich zur Lebenssituation und weiteren sozialen Merkmalen der Befragten. In diesem Sinne war das für uns tatsächlich eine ideale Datenquelle.

ZUR PERSON

Prof. Dr. Katrin Auspurg studierte zunächst Sozialpädagogik an der Fachhochschule München (Diplom 2001) und danach Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München (Diplom 2006). Anschließend war sie bis 2011 Lehrstuhlmitarbeiterin am Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz, wo sie 2010 auch promovierte. In dieser Zeit war sie dort zudem als wissenschaftliche Mitarbeiterin in zwei Projekten der Deutschen Forschungsgemeinschaft und von 2011 bis 2014 als Akademische Rätin tätig. 2014 nahm sie den Ruf auf eine Professur für Soziologie mit Schwerpunkt quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt an. Im Jahr darauf wechselte sie an die LMU München.

Können Sie noch näher auf dieses Forschungsprojekt eingehen? Was haben Sie herausgefunden?

Wir beobachten in Deutschland sehr starke Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Bei beruflichen Umzügen sind es beispielsweise eher die Frauen, die den Männern hinterherziehen, als umgekehrt. Da Frauen dann ihre alte Stelle aufgeben müssen und gezwungen sind, am neuen Wohnort eine neue Stelle zu finden, führt dies oft zu Abstrichen beim Einkommen oder bei anderen wünschenswerten Eigenschaften von Jobs. Dies ist nur ein kleines Beispiel, wie auf dem Arbeitsmarkt geschlechterbezogene Ungleichheiten entstehen, aber ein Beispiel, anhand dessen man sehr gut die Mechanismen für die Entstehung von Ungleichheiten in Familien und auf dem Arbeitsmarkt untersuchen kann.

„In keinem anderen Datensatz gibt es so viele detaillierte Informationen zur Stellensuche und zugleich zur Lebenssituation und weiteren sozialen Merkmalen der Befragten.“

Weitgehend unklar waren bislang noch die genauen Gründe für diese Muster bei Umzugsentscheidungen. Hieran haben wir angeknüpft und in Kooperation mit PASS ein Forschungsdesign entwickelt, das es uns erlaubte, den Befragten fiktive Stellenangebote vorzulegen. Wir haben uns gefragt, was passieren würde, wenn alle Personen – also etwa Frauen und Männer, Arbeitslose und Erwerbstätige, Personen mit niedriger und höherer Bildung – einen ähnlichen Zugang zu Stellen hätten. Durch diese Simulation konnten wir beobachten, ob sich die Präferenzen zwischen unterschiedlichen Gruppen auch dann noch unterscheiden, wenn sie vergleichbare Stellenoptionen auf dem Arbeitsmarkt haben.

Und taten sie das?

Nein. Sowohl zwischen Frauen und Männern als auch zwischen Arbeitslosen und Erwerbstätigen haben wir kaum bedeutsame Unterschiede festge-

stellt. Die Ursache für die Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt ist demnach kaum auf unterschiedliche Präferenzen zurückzuführen, sondern eher mit unterschiedlichen Stellenangeboten für Männer und Frauen, Arbeitslose und Erwerbstätige zu erklären. Unterschiede haben wir aber bei gering qualifizierten Personen gefunden: Diese sind eher bereit, eine befristete Stelle zu akzeptieren oder dafür umzuziehen. Personen mit höherer Bildung lehnen solche Stellen für gewöhnlich ab.



„Die Studie eignet sich hervorragend für eine Vielzahl an Fragestellungen.“

Mal unabhängig von Ihrer eigenen Forschung: Wie ist das generelle Ansehen der Studie in der Wissenschaft? Was macht den Datensatz besonders?

In den letzten Jahren gab es einen starken Trend hin zu Längsschnittstudien. Diese sind für die Forschung sehr wichtig, um Veränderungen über die Zeit beobachten zu können: Sind es etwa immer dieselben oder sind es unterschiedliche Personen, die über die Zeit gesehen von Arbeitslosigkeit betroffen sind? PASS ist eine dieser repräsentativen Längsschnittstudien und eignet sich hervorragend für eine Vielzahl an Fragestellungen. Besonders macht die Studie aber erst die Zusammensetzung der Stichprobe: Viele Haushalte befinden sich im Niedriglohnbereich oder im Grund-

sicherungsbezug, da würde man mit anderen Datensätzen schnell an Grenzen stoßen. Aus meiner subjektiven Erfahrung kann ich berichten, dass es immer interessierte Nachfragen zum Datensatz gab, auch auf internationalen Konferenzen. Natürlich dauert es immer ein paar Jahre, bis eine solche Studie auch international bekannt wird. Ich würde aber schon sagen, dass der Datensatz inzwischen eine hohe Reputation und ein großes Ansehen in der Wissenschaft genießt.

Gibt es denn auch Einschränkungen?

Die Befragung hat wie alle anderen sozialwissenschaftlichen Studien mit dem Problem einer rückläufigen Teilnahmebereitschaft zu kämpfen. Die Bereitschaft, an wissenschaftlichen Umfragen teilzunehmen, leidet sicherlich unter dem Umstand, dass mittlerweile viele kommerzielle Markt- und Meinungsforscher das Umfragegeschäft dominieren. Diese Entwicklung ist ein generelles Problem in Deutschland, aber besonders problematisch für Längsschnittbefragungen. Ohne eine kontinuierliche Teilnahme von Befragten an solchen Projekten sind viele wichtige Forschungsfragen kaum zu lösen.

Planen Sie aktuell oder in Zukunft weitere Forschungsprojekte, für die Sie erneut auf den Datensatz zurückgreifen werden?

Ja, ich plane tatsächlich einige Anschlussprojekte. Durch die Auseinandersetzung mit dem Datensatz habe ich etliche neue Fragestellungen gefunden. So bin ich darauf gestoßen, dass Haushalte mit einer weiblichen Hauptverdienerin in dieser Studie im Vergleich zu anderen Datensätzen weitaus häufiger anzutreffen sind. Das eröffnet schöne Möglichkeiten für familien- und geschlechtersoziologische Fragen.

Und dann gibt es da noch ein kleines Liebhaberprojekt von mir, das ich schon lange mit mir herumtrage: Es geht um die mögliche Benachteiligung von Konfessionslosen. Auf dem sozialen Arbeitsmarkt befindet sich etwa ein Drittel der Einrichtungen in christlicher Trägerschaft. Hier interessiere ich mich dafür, ob es Unterschiede zwischen Personen mit und ohne Religionszugehörigkeit im Hinblick auf Beschäftigungschancen gibt. Auch hierzu bietet PASS eine ausreichend

hohe Fallzahl und ist überdies einer der wenigen Datensätze, der Informationen zur Religionszugehörigkeit enthält.

Im Folgenden werden Ergebnisse aus fünf ausgewählten Forschungsprojekten des IAB-Bereichs „Panel ‚Arbeitsmarkt und soziale Sicherheit‘“ präsentiert. Die hier vorgestellten Projekte sollen einen kleinen Einblick in aktuelle PASS-Untersuchungen geben und können naturgemäß nicht das komplette Themenspektrum der Studie oder des Forschungsbereichs abdecken. Wir haben die Ergebnisse an dieser Stelle möglichst kurz und allgemeinverständlich zusammengefasst. Tiefergehende Analysen zu den Themen der fünf Einzelbeiträge finden sich in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Regionale Mobilität am Arbeitsmarkt

Wer zieht der Arbeit wegen um und warum?

Der deutsche Arbeitsmarkt zeichnet sich auch im Jahr 2016 durch große regionale Unterschiede aus. Während die industriellen Ballungszentren in Süddeutschland annähernd Vollbeschäftigung aufweisen, sind weite Teile Ost- und Norddeutschlands wesentlich stärker von Arbeitslosigkeit betroffen. Auch zwischen ländlich geprägten Regionen und den städtischen Ballungszentren zeigen sich deutliche Unterschiede.

Mobilität kann nicht nur die Stellensuche erleichtern

Angesichts dieses Gefälles wird die besondere Bedeutung von räumlicher Mobilität als Ausgleichsmechanismus und individuelle Strategie am Arbeitsmarkt offensichtlich. Ein Blick auf die Binnenwanderungssalden, also die Verrechnung aller Zu- und Fortzüge innerhalb Deutschlands, zeigt, dass Regionen mit starker wirtschaftlicher Entwicklung tendenziell Neubürger anlocken. Regionen mit einem schwächeren lokalen Arbeitsmarkt verlieren dagegen häufig Einwohner an andere Regionen (siehe Abbildungen 1).

Forschungsergebnisse zur berufsbezogenen regionalen Mobilität verdeutlichen, dass Mobilität nicht nur die Stellensuche erleichtern kann, sondern langfristig auch mit höheren Einkommenssteigerungen einhergeht. Ein Umzug bringt jedoch nicht nur Vorteile, sondern kann auch mit Nachteilen verbunden sein. Neben den Kosten für den Umzug und die Einrichtung am neuen Wohnort gehören dazu zum Beispiel das Zurücklassen von Freunden und der gewohnten Umgebung.

Kosten und Nutzen eines Umzugs können variieren

Die Kosten und der Nutzen eines Umzugs werden vom Einzelnen oft sehr subjektiv wahrgenommen und können von Person zu Person variieren. Hinzu kommt, dass ein beruflich bedingter Umzug in eine andere Region mit einem gewissen Maß an Ungewissheit verbunden ist. Wird der berufliche Einstieg klappen? Leben sich der Partner und die Kinder am neuen Ort ein und fühlen sie sich dort wohl?

So verwundert es nicht, dass ein Umzug für viele Personen erst einmal nicht infrage kommt. Sei es, weil sie in ihrer Wohnregion eine gute Stelle haben, oder weil sie familiär und kulturell fest an ihrem Wohnort verwurzelt sind. Die Forschung geht daher davon aus, dass Entscheidungen über regionale Mobilität in mehreren Stufen erfolgen. Anfangs machen sich nur die Wenigsten Gedanken über eine räumliche Veränderung. Diese wird meist durch äußere Ereignisse eingeleitet, zum Beispiel ein attraktives Stellenangebot an einem anderen Ort für sich selbst oder den Partner, oder die Einsicht, in der Wohnregion trotz langer Suche keine passende Stelle gefunden zu haben.

Erst dann wird die Entscheidung für einen möglichen Umzug konkreter, sodass bestimmte Zielregionen ins Auge gefasst werden oder die Stellensuche auf andere Regionen ausgeweitet wird. Hat man ein konkretes überregionales Stellenangebot in Aussicht, wägt man die Vor- und Nachteile der potenziellen neuen Stelle ab und vergleicht sie mit der Situation am aktuellen Wohnort. Überwiegen die Vorteile, fällt die Entscheidung, umzuziehen oder zu pendeln. Aus diesem mehrstufigen Prozess wird ersichtlich, dass es sich bei regionaler Mobilität um ein komplexes Phänomen mit mehreren verketteten Entscheidungen handelt.

Forschung steht vor mehreren Herausforderungen

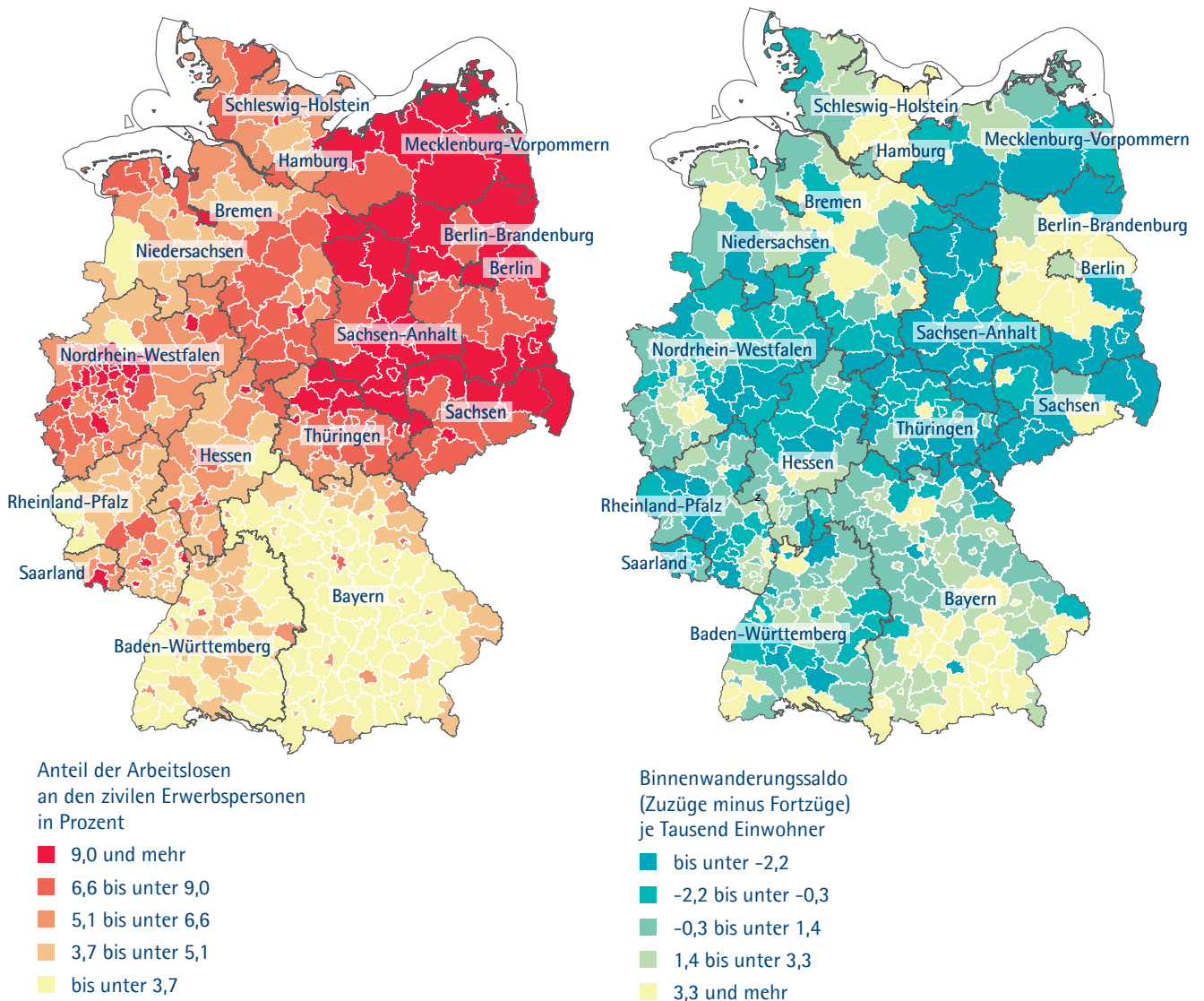
Für die Forschung zu regionaler Mobilität stellt dies gleich in mehrfacher Hinsicht ein Problem dar. Zum einen lassen sich in Befragungen nur wenige Personen finden, die vor oder während des Befragungszeitraums umgezogen sind. Dies erschwert eine statistische Analyse. Zum anderen können auf diese Weise nur diejenigen Fälle untersucht

werden, in denen die betreffenden Personen wirklich alle Entscheidungen zugunsten eines Umzugs getroffen und diesen in die Tat umgesetzt haben.

Der Entscheidungsprozess bleibt hier meist unbeobachtbar. Gerade diese Entscheidungen sind jedoch besonders interessant, da sie Aufschluss darüber geben können, wer mobil wird und wie diese Entscheidung von anderen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, sozialem Umfeld und regionaler Umgebung beeinflusst wird. Antworten auf diese

Abbildung 1

Arbeitslosenquote und Binnenwanderungssaldo im Jahr 2013



Quelle Arbeitslosenquote: Statistik der Bundesagentur für Arbeit, Eurostat Regio Datenbank;
Quelle Binnenwanderungssaldo: Wanderungsstatistik des Bundes und der Länder. ©IAB.

Fragen können helfen, Wanderungsbewegungen auf dem deutschen Arbeitsmarkt besser nachzuvollziehen und vorherzusagen.

Studienteilnehmer haben fiktive Stellenangebote bewertet

Da also nur ein geringer Teil der Bevölkerung tatsächlich mobil wird und der zugrundeliegende Entscheidungsprozess nicht beobachtet werden kann, wurde im Jahr 2011 ein Experiment mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ durchgeführt. Dabei wurden den Befragten mehrere kurze Beschreibungen von Stellenangeboten vorgelegt, die zwar fiktiv waren, aber in der Realität durchaus genauso vorkommen könnten.

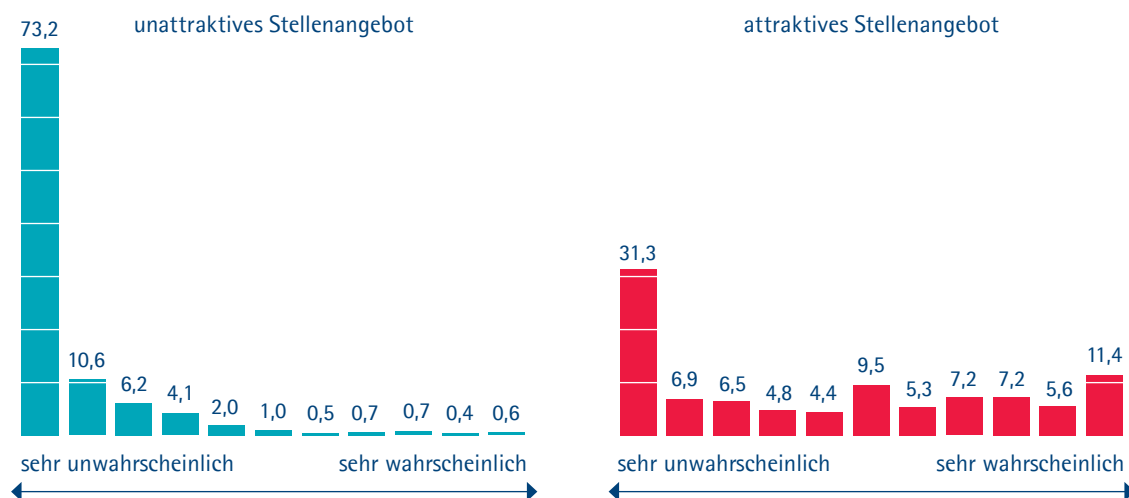
Diese fiktiven Stellenangebote enthielten alle wichtigen Informationen, unter anderem Angaben zum Gehalt, zum Stundenumfang und zur Entfernung vom jetzigen Wohnort. Die Befragten wurden darum gebeten, die Attraktivität der Stelle und ihre Bereitschaft, diese Stelle anzunehmen, zu beurteilen. Alle Antworten erfolgten auf elfstufigen Skalen, wobei die Ausprägungen von „sehr unattraktiv“ bis „sehr attraktiv“ für die Attraktivität und „sehr unwahrscheinlich“ bis „sehr wahr-

scheinlich“ für die Annahme- bzw. Umzugsbereitschaft reichten.

Abbildung 2 zeigt die Verteilung der Antworten auf die Frage nach der Bereitschaft zum Umzug für die vorgelegten Stellenangebote. Klar zu erkennen ist die große Anzahl an Personen, welche die niedrigste Antwortmöglichkeit auf der Skala angekreuzt hat. Dies spiegelt die zuvor beschriebene Mehrstufigkeit des Prozesses wider. Da die Stellenangebote allen Studienteilnehmern vorgelegt wurden, dürfte der Großteil von ihnen nicht über Mobilität als Option nachgedacht haben und daher grundsätzlich einen Umzug ablehnen. Nur für einen kleinen Teil kommt Mobilität überhaupt infrage, der dann die Vor- und Nachteile des vorliegenden Angebots abwägt und eine differenzierte Antwort abgibt.

Durch die Unterscheidung von attraktiven und weniger attraktiven Angeboten wird ersichtlich, dass nur ein gewisser Teil der Befragten zum Zeitpunkt der Befragung einen Umzug an einen neuen Ort tatsächlich kategorisch ablehnt und auch bei sehr attraktiven Angeboten nicht an einem Umzug interessiert ist. Für die restlichen Studienteilnehmer fällt diese (hypothetische) Entscheidung umso positiver aus, je besser die angebotene Stelle ist.

Abbildung 2
Wahrscheinlichkeit des Wohnortwechsels für eine neue Stelle
Angaben der Befragten in Prozent



Quelle: PASS, 2011 (5. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

Das Ergebnis bestätigt die vermuteten Kosten-Nutzen-Abwägungen und zeigt zudem, dass auch fiktionale Entscheidungssituationen aufschlussreich für das tatsächliche Verhalten sein können.

Vorurteil vom arbeitsunwilligen Leistungsempfänger entkräftet

Dank dieses einmaligen Datenschatzes war es den IAB-Forschern möglich, Fragen nach der unterschiedlichen Bereitschaft von Erwerbstätigen und Arbeitslosen, eine Arbeitsstelle in einer anderen Region anzunehmen, zu beantworten. Es zeigte sich, dass diese Bereitschaft bei Arbeitslosen und Erwerbstätige vergleichbar ist. Das Vorurteil vom arbeitsunwilligen Leistungsempfänger konnte somit einmal mehr entkräftet werden.

Ebenso konnte gezeigt werden, dass bestehende soziale Kontakte und Mitgliedschaften in Vereinen und Organisationen einen wichtigen Einfluss auf die Entscheidung, umzuziehen, haben. Vor allem Arbeitslose profitieren davon, wenn sie von ihrem sozialen Umfeld dazu ermutigt werden, eine Arbeitsstelle an einem anderen Ort bzw. in einer anderen Region anzunehmen.

LITERATUR

Ausführlichere Ergebnisse zu diesem Projekt finden Sie in den folgenden Aufsätzen:

Auspurg, Katrin; Frodermann, Corinna; Hinz, Thomas (2014): Berufliche Umzugsentscheidungen in Partnerschaften. Eine experimentelle Prüfung von Verhandlungstheorie, Frame-Selektion und Low-Cost-These. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 66, H. 1, S. 21-50.

Auspurg, Katrin; Gundert, Stefanie (2015): Precarious employment and bargaining power. Results of a factorial survey analysis. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 44, H. 2, S. 99-117.

Bähr, Sebastian; Abraham, Martin (2016): The role of social capital in the job-related regional mobility decisions of unemployed individuals. In: Social Networks, Vol. 46, No. July, S. 44-59.

Gesundheitszustand von Aufstockern

Gesundheitliche Vorteile hängen von der Jobqualität ab

Fast acht Prozent aller erwerbsfähigen Personen in Deutschland beziehen Hartz-IV-Leistungen. Entweder weil sie keinen Job finden oder weil sie trotz Arbeit nicht genug verdienen, um sich und ihre Familie ernähren zu können. Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um sogenannte Aufstocker, die ihr Einkommen um zusätzliche Hilfeleistungen ergänzen müssen. Neben finanziellen Einschränkungen kann der Hartz-IV-Bezug auch mit einer Reihe weiterer Probleme verbunden sein, wie der Blick auf den Gesundheitszustand von Leistungsbeziehern belegt.

Mithilfe der Befragung „Lebensqualität und soziale Sicherung“ lässt sich untersuchen, inwiefern sich der Gesundheitszustand von Erwerbstätigen, die keine zusätzlichen Leistungen beziehen, Aufstockern und Arbeitslosen unterscheidet. Dazu wurden die Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer nach ihrer Zufriedenheit mit der eigenen Gesundheit befragt. Diese sollten sie auf einer Skala von 0 bis 10 einschätzen. Dabei galt: je höher der Wert, desto besser die Gesundheit. Ein Ergebnis ist, dass Erwerbstätige viel zufriedener mit ihrer Gesundheit sind als Arbeitslose. Aufstocker stehen mit ihrer Einschätzung der Gesundheit zwischen Erwerbstätigen, die keine Leistungen beziehen, und Arbeitslosen (siehe Abbildung 1).

Unterschiedliche Einschätzungen können verschiedene Ursachen haben

Für diese Unterschiede lassen sich verschiedene Gründe finden. Zum einen ist es bei vielen Erkrankungen natürlich schwieriger, einen neuen Job zu finden. So kann jemand mit Rückenproblemen keine schwere körperliche Arbeit mehr verrichten. Wenn betroffenen Personen aber einst genau für

solche Berufe ausgebildet wurden, führt ihre geringere Leistungsfähigkeit dazu, dass Arbeitgeber sie heute nicht mehr einstellen. Mit dieser Problematik werden auch ältere Personen häufig konfrontiert. Da sie für gewöhnlich weniger fit sind als jüngere, schließen Arbeitgeber oft schon aufgrund ihres Alters auf eine verringerte Leistungsfähigkeit.

Ein anderer Grund kann sein, dass Arbeitnehmer, die öfter krank sind, häufiger ihren Job verlieren als solche, die fast nie krankgeschrieben sind. Außerdem kommt hinzu, dass Arbeitslosigkeit zu einer Verschlechterung der Gesundheit beitragen kann. So ist etwa bekannt, dass sich Geldsorgen negativ auf die psychische Gesundheit auswirken.

Ein Job bietet so also mehr Nutzen als nur das Einkommen. Er strukturiert beispielsweise den Tagesablauf und sorgt für tägliche Begegnungen mit Menschen außerhalb des eigenen Haushaltes. Er führt außerdem zu regelmäßiger körperlicher Betätigung – auch wenn es nur der Weg zur Arbeitsstätte ist. Arbeit gibt Menschen schließlich das Gefühl, an der Erreichung eines größeren Ziels beteiligt zu sein. Wenn all das auf einmal wegfällt, werden auch gesundheitliche Probleme wahrscheinlicher.

Trotz Arbeit Unterstützung zu benötigen, kann sich negativ auswirken

Wie lässt sich dann erklären, dass es offenbar einen Unterschied macht, ob eine Person zusätzlich zur eigenen Erwerbsarbeit auf Hartz IV angewiesen ist oder nicht? Zu vermuten ist, dass nicht jeder Job die oben genannten Vorteile bietet. Tätigkeiten, die nicht existenzsichernd sind, werden von den Beschäftigten häufiger als weniger sinnstiftend erlebt oder gehen mit viel Druck und Stress einher.

Obwohl die Betroffenen arbeiten, empfinden sie es oftmals als frustrierend, nicht genug zu verdienen, um sich ihre Wünsche erfüllen zu können – etwa ins Kino gehen oder in den Urlaub fahren.

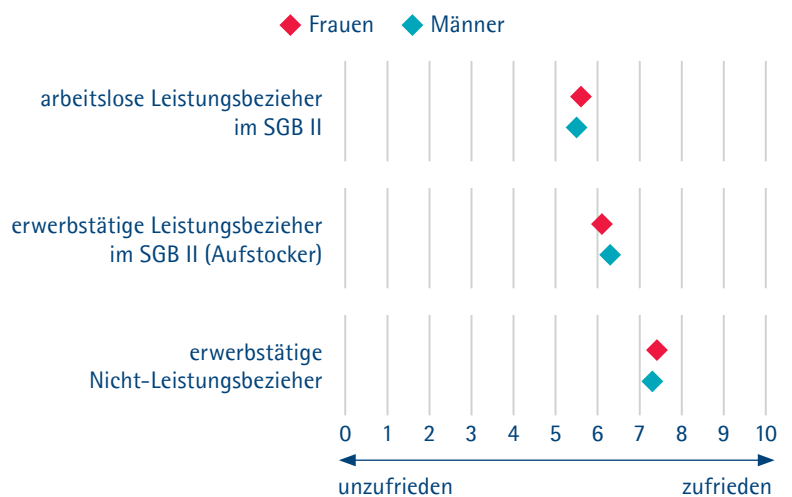
Das Wissen darüber, sich trotz Arbeit bestimmte Dinge nicht leisten zu können, kann zu Stress führen und sich negativ auf den Gesundheitszustand auswirken. Auch wenn sich die Aufstocker gesünder fühlen als Arbeitslose, erreichen sie deshalb nicht das Niveau von Erwerbstätigen, die keine zusätzlichen Hartz-IV-Leistungen beziehen. Es bleibt also weiterhin eine wichtige Aufgabe, Beschäftigungsverhältnisse zu fördern, von denen man leben kann.

Frauen schätzen Gesundheitszustand anders ein als Männer

Wie aus der Abbildung hervorgeht, sind bei der Beurteilung der eigenen Gesundheit auch Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu erkennen. Besonders auffällig ist, dass sowohl arbeitslose als auch erwerbstätige Frauen ihre Gesundheit als leicht besser einschätzen als Männer.

In der Gruppe der Aufstocker hingegen sind Frauen weit weniger mit ihrem Gesundheitszustand zufrieden als Männer. Hierfür sind ebenfalls verschiedene Erklärungen denkbar. Möglicherweise empfinden Männer allein das Vorhandensein eines festen Arbeitsplatzes subjektiv besser als Frauen – selbst wenn der Lohn nicht so hoch ist. Es mag aber auch daran liegen, dass Frauen häufig unter einer besonderen Belastung stehen, wenn sie gleichzeitig noch Kinder zu betreuen haben. Denn viele Aufstockerinnen sind alleinerziehend.

Abbildung 1
Zufriedenheit mit der eigenen Gesundheit
Angaben der Befragten, Durchschnittswerte



Quelle: PASS, 2012 (6. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

LITERATUR

Ausführlichere Ergebnisse zu diesem Projekt finden Sie im folgenden Aufsatz:

Eggs, Johannes; Trappmann, Mark; Unger, Stefanie (2014): Grundsicherungsempfänger und Erwerbstätige im Vergleich: ALG-II-Bezieher schätzen ihre Gesundheit schlechter ein. IAB-Kurzbericht Nr. 23. Im Internet verfügbar unter: <http://doku.iab.de/kurzber/2014/kb2314.pdf>

Wie erwerbstätige Befragte ihre berufliche Lage wahrnehmen

Die Arbeitswelt hat sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend gewandelt. Obwohl die meisten Erwerbstätigen auch heute noch in unbefristeten Festanstellungen tätig sind, haben andere Formen der Beschäftigung seit den 1980er Jahren deutlich an Bedeutung gewonnen. So ist etwa die Zahl der Teilzeit- und Minijobs gestiegen, was mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen und dem vielerorts knappen Angebot an Kinderbetreuungs- und Pflegeeinrichtungen zusammenhängt. Vor allem Mütter arbeiten oftmals in Teilzeit, um beruflichen und privaten Anforderungen gleichermaßen gerecht werden zu können.

Auch bei den erwerbstätigen Teilnehmerinnen der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ hängt die Einschätzung, wie gut sich Beruf und Privatleben miteinander vereinbaren lassen, mit

dem Umfang ihrer Erwerbstätigkeit zusammen. Von den im Jahr 2015 befragten Frauen, die einer Berufstätigkeit nachgingen, empfanden es nur wenige als schwierig, Beruf und Privatleben in Einklang zu bringen, wie aus Abbildung 1 hervorgeht.

Insgesamt stimmten über 90 Prozent der Frauen der Aussage zu, dass sich ihre berufliche Tätigkeit gut mit ihrer derzeitigen Lebenssituation vereinbaren lässt. Dabei unterscheiden sich die Angaben der Befragten je nach dem Umfang ihrer Erwerbstätigkeit. Frauen, die einen Minijob ausübten, schätzten die Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben besonders häufig als gut ein. Demgegenüber erlebten Frauen, die in Vollzeit arbeiten, es häufiger als schwierig, ihre Arbeit und privaten Belange miteinander in Einklang zu bringen.

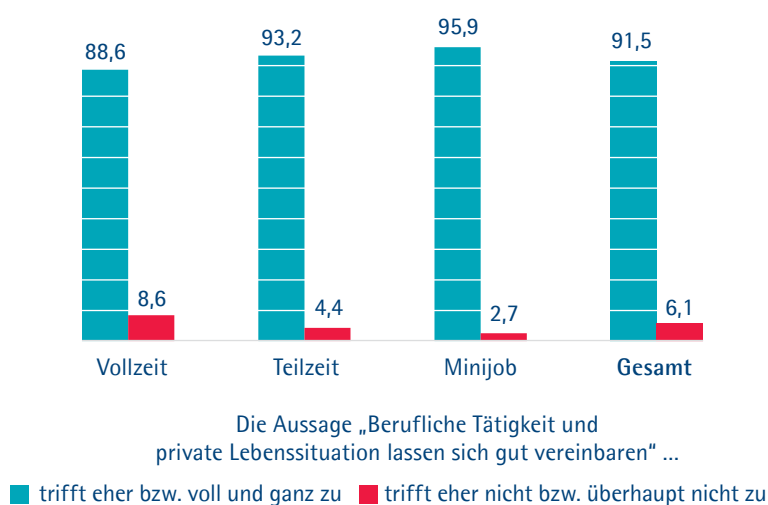
Befristete Verträge und Zeitarbeit haben zugenommen

Ein weiterer Trend am Arbeitsmarkt ist die Zunahme von Arbeit auf Zeit: Anders als noch Anfang der 1990er Jahre haben heute mehr Menschen einen befristeten Arbeitsvertrag oder sind in der Zeitarbeit tätig. Vor allem jüngere Beschäftigte sind zu Beginn ihres Erwerbslebens seltener als früher fest angestellt.

Arbeitgeber nutzen Zeitverträge aus ganz unterschiedlichen Gründen. So werden befristete Stellen bei vorübergehendem Personalbedarf, zum Beispiel als Vertretungsstellen, vergeben. Des Weiteren können Befristungen dazu dienen, neue Mitarbeiter oder Berufsanfänger zu erproben. Doch nicht immer werden befristete Verträge zu einem späteren Zeitpunkt in unbefristete Arbeitsverhältnisse umgewandelt. Dies kann dazu beitragen, dass Beschäftigte ihre berufliche Zukunft als unsicher wahrnehmen.

Abbildung 1

Wie Frauen die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben einschätzen
Angaben der befragten Frauen, nach Beschäftigungsform, in Prozent



Quelle: PASS, 2015 (9. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

Angst vor einem Arbeitsplatzverlust variiert je nach Altersgruppe

Abbildung 2 zeigt, inwieweit die Studienteilnehmer befürchten, ihren Arbeitsplatz zu verlieren. Im Jahr 2015 gaben insgesamt rund 16 Prozent der befragten Beschäftigten an, sich „etwas Sorgen“ oder „große Sorgen“ um ihren Arbeitsplatz zu machen. Wie der Vergleich nach Altersgruppen zeigt, haben junge Arbeitnehmer in der Altersgruppe bis 24 Jahre vergleichsweise selten Angst vor einem Jobverlust: Während sich circa neun Prozent der Befragten in dieser Altersgruppe etwas oder große Sorgen machen, ihre Stelle zu verlieren, steigt dieser Anteil in den folgenden Altersgruppen. Am häufigsten sorgen sich die 45- bis 54-Jährigen: Etwa ein Fünftel von ihnen hat Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren. In der Altersgruppe der 55- bis 64-Jährigen ist der Anteil derjenigen, die sich um ihre Stelle sorgen, mit zwölf Prozent dagegen wieder geringer.

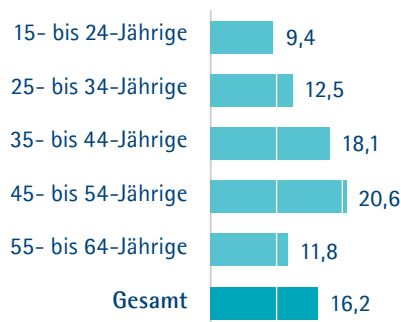
Jüngere Arbeitnehmer blicken ihrer beruflichen Zukunft also weniger sorgenvoll entgegen als Beschäftigte mittleren Alters. Auf den ersten Blick mag dieser Befund erstaunen, da die Arbeitsverhältnisse jüngerer Beschäftigter häufiger befristet und damit formal weniger sicher sind. Wie Arbeitnehmer ihre berufliche Lage wahrnehmen, hängt aber noch von einer Reihe weiterer Umstände ab.

Jüngere schätzen ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt positiver ein

Wie Abbildung 3 verdeutlicht, schätzen jüngere Arbeitnehmer ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt positiver ein als ältere. Die Studienteilnehmer wurden gebeten zu bewerten, wie schwierig es für sie wäre, eine gleichwertige Stelle zu finden. Mehr als die Hälfte der Beschäftigten ging davon aus, dass es ihnen „ziemlich schwer“ oder „sehr schwer“ fallen würde, eine vergleichbare Stelle zu finden. Ältere Arbeitnehmer zeigten sich dabei pessimistischer als jüngere: Während drei Viertel der Beschäftigten im Alter von 55 bis 64 Jahren Schwierigkeiten bei der Suche nach einer vergleichbaren Stelle erwarteten, traf dies nur auf knapp ein Drittel der 15- bis 24-Jährigen zu. Dass sich jüngere Beschäftigte weniger vor einem Arbeitsplatzverlust fürchten als ältere, kann also unter anderem daran liegen, dass sie ihre Chancen am Arbeitsmarkt optimistischer beurteilen.

Abbildung 2

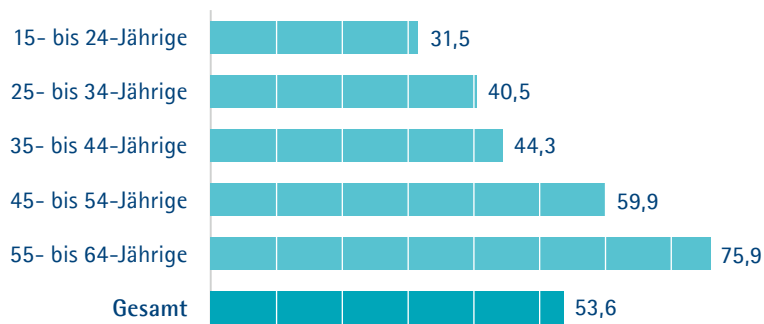
Sorge um den Arbeitsplatz
Anteil der Personen, die sich etwas oder sehr sorgen, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, nach Altersgruppen, in Prozent



Quelle: PASS, 2015 (9. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

Abbildung 3

Chancen auf eine gleichwertige Stelle
Anteil der Personen, die es als schwer einschätzen, eine gleichwertige Stelle zu finden, nach Altersgruppen, in Prozent



Quelle: PASS, 2015 (9. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

Daneben gibt es eine Reihe weiterer möglicher Erklärungen. Beispielsweise ist anzunehmen, dass die Folgen eines Jobverlusts älteren Beschäftigten gravierender erscheinen. So arbeiten langjährig Beschäftigte häufiger in höheren beruflichen Positionen und verdienen im Durchschnitt mehr als junge Arbeitnehmer. Werden sie arbeitslos, haben Ältere also oftmals mehr zu verlieren. Außerdem haben ältere Arbeitslose schlechtere Chancen, eine neue Stelle zu finden. Hinzu kommt, dass sich die Lebensverhältnisse mit dem Alter wandeln. Während viele Berufsanfänger noch keine Familie gegründet haben, trägt das Erwerbseinkommen älterer Arbeitnehmer häufig auch zum Lebensunterhalt von Partnern und Kindern bei.

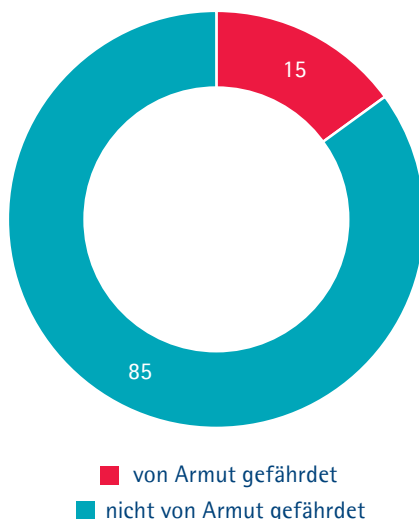
Armut und materielle Entbehrung

Wer ist in welchem Maße betroffen?

Die Erforschung von Armut gehört traditionell zu den zentralen Aufgaben der empirischen Sozialforschung. Typische Forschungsfragen befassen sich damit, was eigentlich unter Armut zu verstehen ist, wer davon hauptsächlich betroffen ist und wie sich Armut ganz konkret auf die betroffenen Menschen auswirkt.

Um verlässliche Antworten auf diese Fragen geben zu können, sind Forscher auf Angaben aus großen Bevölkerungsbefragungen wie der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ des IAB angewiesen. Die Ergebnisse bilden dann die Grundlage für politische Entscheidungen und tragen so letztlich dazu bei, die Lebenssituation von Menschen in Armut zu verbessern.

Abbildung 1
Armutsgefährdung
Anteil der Personen, die von Armut gefährdet sind¹,
in Prozent



¹ Unterschreitet das verfügbare Einkommen des Haushalts, in dem eine Person lebt, 60 Prozent des mittleren Einkommens aller genannten Einkommen, gilt eine Person als armutsgefährdet.

Quelle: PASS, 2015 (9. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

Ausgangspunkt ist das verfügbare Einkommen

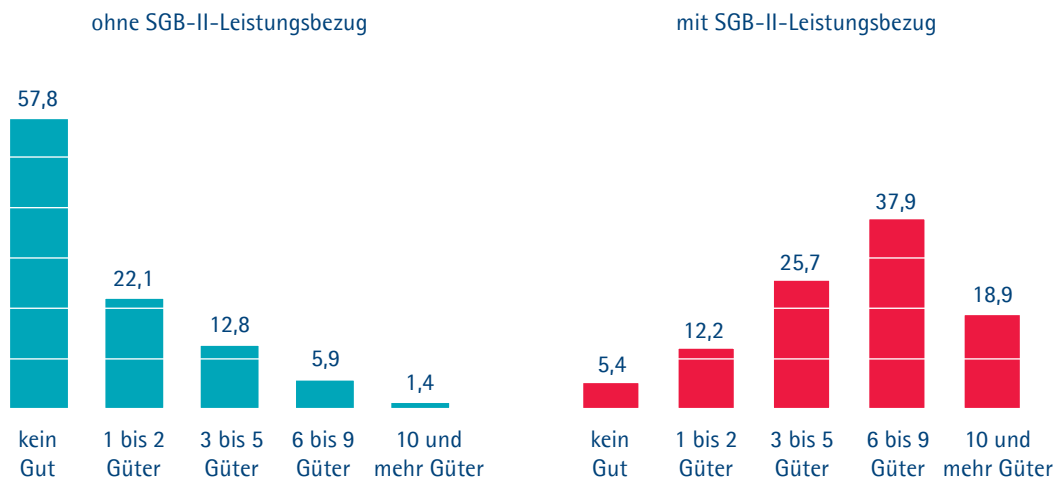
Den Ausgangspunkt für Untersuchungen zu Armutsfragen stellt für gewöhnlich das verfügbare Einkommen eines Haushalts dar. Dabei wird grundsätzlich angenommen, dass sich das Haushaltseinkommen auf weitere Lebensbereiche wie das Wohnumfeld, die Gesundheit oder die soziale Teilhabe auswirkt.

Um die Höhe des berichteten Einkommens richtig einordnen zu können, wird es in Beziehung zum Mittel aller genannten Einkommen gesetzt. Unterschreitet das Haushaltseinkommen einen bestimmten Anteil dieses mittleren Einkommens, gilt eine Person als von Armut gefährdet. Diese Grenze lag im Jahr 2015 bei rund 920 Euro. Etwa 15 Prozent der deutschen Bevölkerung verfügte über weniger Geld und galt damit als armutsgefährdet (siehe Abbildung 1). Diese Armutsgefährdungsquote wird jedes Jahr neu berechnet, sodass die Entwicklung der Lebensverhältnisse über den Zeitverlauf hinweg ermittelt werden kann.

Hat der Verzicht auf Aktivitäten oder Güter finanzielle oder andere Gründe?

Neben dem Einkommen werden für die IAB-Studie weitere Angaben zum materiellen Lebensstandard erhoben. So werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studie in jedem Jahr danach gefragt, über welche Güter der Haushalt verfügt und welche Freizeitaktivitäten sich die Personen, die in diesem Haushalt leben, leisten können. Die Interviewer erkundigen sich beispielsweise danach, ob die Wohnung mit einem separaten Bad ausgestattet ist, oder ob der Haushalt eine Waschmaschine oder ein Auto besitzt. Die Haushaltsmitglieder werden nach der Möglichkeit gefragt, mindestens einmal am Tag eine warme Mahlzeit zu sich nehmen oder Freunde regelmäßig zum Essen nach Hause einladen zu können.

Abbildung 2
Ausmaß der Entbehrung
 Angaben der Befragten, wieviele Güter und Freizeitaktivitäten sie sich nicht leisten können, in Prozent



Quelle: PASS, 2013 (7. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

Sollte einmal etwas davon nicht zutreffen oder möglich sein, interessiert die IAB-Forscher, ob das auf finanzielle Gründe zurückzuführen ist, oder ob individuelle Präferenzen für den Verzicht ausschlaggebend sind. Auf Grundlage dieser Angaben können sie dann untersuchen, wo und in welchem Maße sich Personen in ihrem Lebensstandard einschränken müssen. Eine derartige Einschränkung wird in den Sozialwissenschaften als Deprivation bezeichnet.

Mehrheit der Leistungsempfänger muss sich deutlich einschränken

Das Ausmaß an materieller Entbehrung – oder Deprivation – ist insbesondere im Zusammenhang mit der staatlichen Grundsicherung von großer Bedeutung. Diese hat nämlich per Definition die Funktion, einen gewissen Lebensstandard zu sichern – genauer gesagt, das sogenannte sozio-kulturelle Existenzminimum zu garantieren.

Zwischen denjenigen, die Leistungen aus der Grundsicherung beziehen, und denjenigen, die diese Leistungen nicht benötigen, zeigen sich dementsprechend deutliche Unterschiede im materiellen Lebensstandard. Wie Abbildung 2 zeigt, kann

sich mit 82 Prozent die überwiegende Mehrheit der Grundsicherungsbezieher nach eigenen Angaben drei oder mehr der insgesamt 23 abgefragten Güter bzw. Aktivitäten nicht leisten. Von allen Personen, die kein Arbeitslosengeld II erhalten, können sich dagegen nur 20 Prozent drei oder mehr dieser Güter nicht leisten.

LITERATUR

Ausführlichere Ergebnisse zu diesem Projekt finden Sie in den folgenden Aufsätzen:

Beste, Jonas; Bethmann, Arne; Gundert, Stefanie (2014): Sozialstruktur und Lebensumstände: Materielle und soziale Lage der ALG-II-Empfänger. IAB-Kurzbericht, Nr. 24. Im Internet verfügbar unter: <http://doku.iab.de/kurzber/2014/kb2414.pdf>

Christoph, Bernhard (2016): Materielle Lebensbedingungen im Grundsicherungsbezug. In: WSI-Mitteilungen, Jg. 69, H. 5, S. 344-352.

Arbeitsmarktbarrieren und deren Überwindung

Was hindert und was helfen kann

Die Zahl der erwerbsfähigen Hartz-IV-Empfänger in Deutschland liegt seit Einführung der Grundsicherung im Jahr 2005 stets bei mehr als vier Millionen. Etwa eine Million hat diese Leistung sogar durchgehend erhalten. Das zeigt aber auch: Es gibt viel Bewegung, und die überwiegende Mehrheit hat es zumindest zeitweise geschafft, den Leistungsbezug zu verlassen und wieder ein eigenes Auskommen zu finden.

Auf Basis der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ wurde untersucht, was die größten Hindernisse auf dem Weg heraus aus Hartz IV sind. Dabei sind die Forscher auf acht zentrale Arbeitsmarkthemmnisse gestoßen:

- schwerwiegende gesundheitliche Einschränkungen
- Langzeitleistungsbezug
- ein Alter von über 50 Jahren
- schlechte Deutschkenntnisse
- fehlende Schul- und Ausbildungsabschlüsse
- die Pflege von Angehörigen
- die Betreuung von Kindern unter 18 Jahren, aber besonders Kleinkindern unter drei Jahren. Vor allem Mütter stellt dies bei der Aufnahme einer Arbeit vor Probleme – nicht aber Väter. Hier scheinen

nach wie vor traditionelle Geschlechterrollenaufteilungen wirksam zu sein.

Leider kommen fast alle diese Arbeitsmarkthemmnisse unter Hartz-IV-Empfängern zahlreicher vor als in der übrigen Bevölkerung. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Zahl der Arbeitsmarktbarrieren unter Hartz-IV-Empfängern im Alter von 15 bis 64 Jahren: Nur fünf Prozent weisen keines der erwähnten Hemmnisse auf, 17 Prozent haben eines, bei 32 Prozent sind es zwei und die restlichen 46 Prozent, also beinahe die Hälfte, weisen drei oder mehr solcher Hindernisse auf.

Jedes weitere Hemmnis halbiert die Chance, den Leistungsbezug zu verlassen

Wie sich diese Hemmnisse auf die Chance auswirken, eine Arbeit aufzunehmen, bei der man genug verdient, um den Hartz-IV-Bezug verlassen zu können, zeigt Abbildung 2. Innerhalb eines Jahres finden 32 Prozent derjenigen, die keines der definierten Hindernisse aufweisen, wieder eine solche Arbeit und lassen damit den Leistungsbezug hinter sich. Demnach kann grob gesagt werden, dass sich die Chance, den Leistungsbezug zu verlassen, mit jedem weiteren Hemmnis halbiert: Sie liegt bei 18 Prozent für Personen mit einem Hindernis, beträgt acht Prozent bei zwei Hemmnissen und sinkt dann auf vier, zwei und ein Prozent für Personen mit drei bis fünf Arbeitsmarktbarrieren.

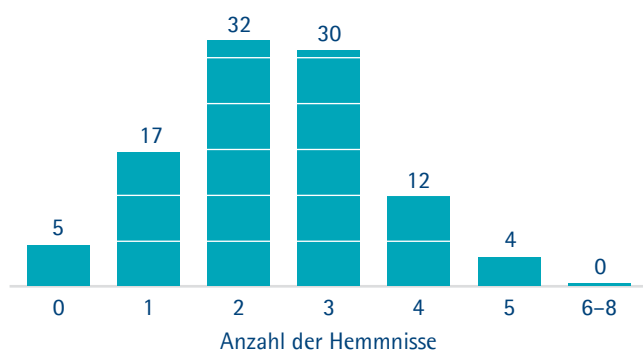
Betroffene berichten, wie sie Arbeit gefunden haben

Mit dieser Erkenntnis wollten sich die Wissenschaftler des IAB aber nicht zufrieden geben. Sie haben deshalb auch danach gefragt, wie es Personen, deren Situation am Arbeitsmarkt aufgrund mehrerer Hemmnisse besonders schwierig war, trotzdem schaffen können, aus Hartz IV heraus zu kommen.

Um diese Frage beantworten zu können, wurden Personen aus dem Datensatz herausgesucht, denen dies gelungen ist, und gefragt, ob man sie für ein aus-

Abbildung 1

Verteilung der Hemmnisse für die Aufnahme einer bedarfsdeckenden Beschäftigung unter den Grundsicherungsempfängern
Angaben der Befragten in Prozent



Quelle: PASS, 2012-2014 (6.-8. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

führliches Interview besuchen dürfe. Die ausgewählten Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollten in offenen Gesprächen ohne vorab festgelegte Fragen über ihr Leben berichten – insbesondere davon, wie sie wieder eine Arbeit gefunden haben und wer oder was ihnen dabei geholfen oder sie behindert hat.

In den persönlichen Gesprächen mit 33 Personen in ganz Deutschland zeigte sich, dass die Beschäftigungsverhältnisse häufig gerade nicht auf dem üblichen Weg einer schriftlichen Bewerbung zustande gekommen waren. Viele der Befragten hatten zunächst unabhängig von Stellenausschreibungen und Vermittlungsangeboten eine Idee davon entwickelt, wo und als was sie künftig arbeiten könnten und wo ihre – oft sehr speziellen und oft auch nicht durch Zertifikate oder Abschlüsse dokumentierten – Fähigkeiten gut zu gebrauchen wären.

Dann suchten sie den persönlichen Kontakt zu möglichen Arbeitgebern. Dies geschah oft über Bekannte, die ein gutes Wort für die Kandidaten einlegten, manchmal jedoch auch, indem die Bewerberinnen und Bewerber direkt Kontakt mit ihrem künftigen Chef aufnahmen und diesen von ihren Fähigkeiten und dem Nutzen einer Beschäftigung überzeugten. Neben dem positiven persönlichen Eindruck waren häufig noch Probearbeiten und ein Einstieg mit befristeten Verträgen und geringer Stundenzahl hilfreich, um schließlich zu der angestrebten auskömmlichen Beschäftigung zu gelangen.

Ein weiteres Beispiel für solche erfolgreichen Suchstrategien war in einigen Fällen auch eine auf die Person und ihre spezifischen Bedürfnisse zugeschnittene Betreuung und Vermittlung durch Jobcenter-Mitarbeiter und durch Anbieter von besonderen Maßnahmen, beispielsweise für chronisch Kranke.

Für den Weg aus Hartz IV gibt es kein Patentrezept

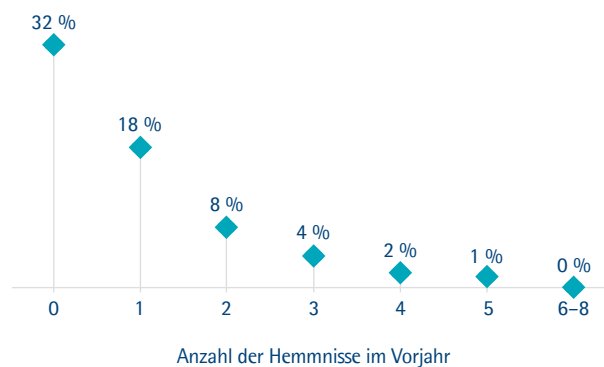
Insgesamt zeigt sich, dass die Wege aus dem Hartz-IV-Bezug für die befragten Personen mit mehreren Hemmnissen so vielfältig und individuell waren, dass sich daraus kein Patentrezept ableiten lässt. Sicherlich handelt es sich in keinem der befragten Fälle um puren Zufall oder Glück. Immer spielt Eigeninitiative bzw. persönliches Bemühen eine gewisse Rolle. Erfolgreich ist dieser Einsatz jedoch nur, wenn er auf eine günstige Gelegenheit trifft. Und diese zu erzwingen, liegt nicht in der Macht eines oder einer Einzelnen. Außerdem waren nicht alle der beobachteten

Übergänge in bedarfsdeckende Beschäftigung nachhaltig und die Unabhängigkeit von Grundsicherungsleistungen damit dauerhaft.

So mussten die Forscher leider auch feststellen, dass etwa ein Drittel der Befragten im Untersuchungszeitraum erneut arbeitslos geworden war – unter anderem deshalb, weil Beschäftigungsverhältnisse aus gesundheitlichen Gründen nicht fortgeführt werden konnten. Zwei Drittel der Befragten waren jedoch weiterhin in Arbeit und nicht mehr auf Hartz IV angewiesen. Bezogen auf die große Zahl der Studienteilnehmerinnen und -teilnehmer bleiben sie jedoch Einzelfälle.

Von daher ist es schwer, generelle Empfehlungen für einen erfolgreichen Übergang in Beschäftigung für diejenigen abzuleiten, die am Rande des Arbeitsmarktes stehen. Dennoch: Auf der Grundlage der Ergebnisse der Einzelfallanalysen scheint es von Vorteil zu sein, die üblichen, stark formalisierten Bewerbungswege durch eine persönliche Ansprache und eine positive Selbstpräsentation bei Arbeitsvermittlern und potenziellen Arbeitgebern zu umgehen.

Abbildung 2
Übergangschancen der Grundsicherungsempfänger in eine bedarfsdeckende Beschäftigung nach Anzahl der Hemmnisse



Quelle: PASS, 2012-2014 (6.-8. Welle), eigene Berechnungen. ©IAB.

LITERATUR

Ausführlichere Ergebnisse zu diesem Projekt finden Sie im folgenden Aufsatz:

Beste, Jonas; Trappmann, Mark (2016): Erwerbsbedingte Abgänge aus der Grundsicherung: Der Abbau von Hemmnissen macht's möglich. IAB-Kurzbericht Nr. 21. Im Internet verfügbar unter: <http://doku.iab.de/kurzber/2016/kb2116.pdf>

Schlusswort

Die bundesweite Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ ist ein einzigartiges Projekt. Mit alljährlich rund 15.000 Studienteilnehmern gehört sie zu den größten Längsschnittbefragungen Europas und stellt für Fragen zum deutschen Arbeitsmarkt und Sozialstaat eine der wichtigsten Informationsquellen für die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften dar. Wie die Beiträge und Interviews in dieser Broschüre verdeutlicht haben, eignet sich die Studie insbesondere zur Untersuchung des Umbaus des deutschen Sozialsystems infolge der sogenannten Hartz-Reformen. Aufgrund ihrer großen Themenvielfalt und beständigen Weiterentwicklung bietet die Studie jedoch auch jenseits klassischer arbeitsmarktpolitischer und sozialstaatlicher Fragestellungen interessante Anknüpfungspunkte, so etwa für Untersuchungen von sozialen Netzwerken, Gesundheitschancen oder sich wandelnden Familienformen.

Dass sich die Befragung im Jahr 2017 nun bereits zum elften Mal wiederholt, ist nicht nur der kontinuierlichen Finanzierung durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales, sondern auch dem großen Einsatz und Geschick der vielen Studienbeteiligten – von der IAB-Projektleitung bis zum infas-Interviewerstab – zu verdanken. Den Kern der Untersuchung bilden aber zweifellos die Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer. Ohne ihre alljährliche Bereitschaft, an der Befragung teilzunehmen, wäre eine langjährige Studie wie das Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“ schlicht nicht möglich gewesen. Nur wenn sich Personen längerfristig an Wiederholungsbefragungen beteiligen, können verlässliche Erkenntnisse gewonnen und solide Empfehlungen an die Politik formuliert werden. Darauf haben sowohl Andrea Nahles als auch Katrin Auspurg in dieser Broschüre hingewiesen.

Aus Anlass des zehnjährigen Studienjubiläums sollte diese Broschüre einer breiteren Öffentlichkeit Einblicke in die Befragung gewähren und dabei auch die Studienmacher zu Worte kommen lassen. Gleichzeitig wurde damit einem immer wie-

der geäußerten Wunsch der Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer, doch einmal Näheres über „ihre“ Studie zu erfahren, nachgekommen. In diesem Sinne darf die Broschüre durchaus als ein Geschenk an die Befragten verstanden werden, das zur tiefergehenden Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Befragungen im Allgemeinen und der Studie „Lebensqualität und soziale Sicherung“ im Besonderen einlädt.

Abschließend gilt es also, den rund 30.000 Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmern zu danken. Ohne deren jahrelange Treue und Mitwirkung würde es das PASS nicht in seiner heutigen Form geben.

Es ist zu hoffen, dass die Studie noch viele Jahre weiterläuft und so auch in Zukunft zum besseren Verständnis unseres Arbeitsmarktes und Sozialstaates beitragen kann. Ein Wunsch, der sicherlich allen Projektbeteiligten und Studienteilnehmern am Herzen liegt.

Impressum

Herausgeber

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB),
Forschungsbereich „Panel ‚Arbeitsmarkt und soziale Sicherung‘“
Postadresse: Regensburger Straße 104, 90478 Nürnberg
Hausadresse: Regensburger Straße 100, 90478 Nürnberg
©IAB, 2017

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des IAB gestattet.

Inhaltliche Konzeption

Daniel Meyer, IAB

Autoren

Daniel Meyer, Sebastian Bähr, Jonas Beste, Stefanie Gundert, Lukas Kerschbaumer, Ivonne Küsters,
Mark Trappmann, Stefanie Unger, Claudia Wenzig, alle IAB

Redaktion

Daniel Meyer, Andrea Kargus, Christine Weidmann, alle IAB

Gestaltung

Christine Weidmann, IAB

Illustrationen

Kamaga@fotolia.com

Fotografien

Seite 31: Uwe Dettmar, Goethe-Universität Frankfurt; Seite 8, 10, 19, 23, 26, 28 und 32:
Andreas Holzmüller, Medienwerkstatt Franken e. V.; Seite 3: Wolfram Murr, Photofabrik GmbH;
Seite 9 und 14: Jutta Palm-Nowak, IAB; Seite 15: Private Aufnahme; Seite 1: BMAS/Werner Schuering;
Seite 13: Stefan Stöhr, IAB

Druck

Bonifatius GmbH, Druck – Buch – Verlag



